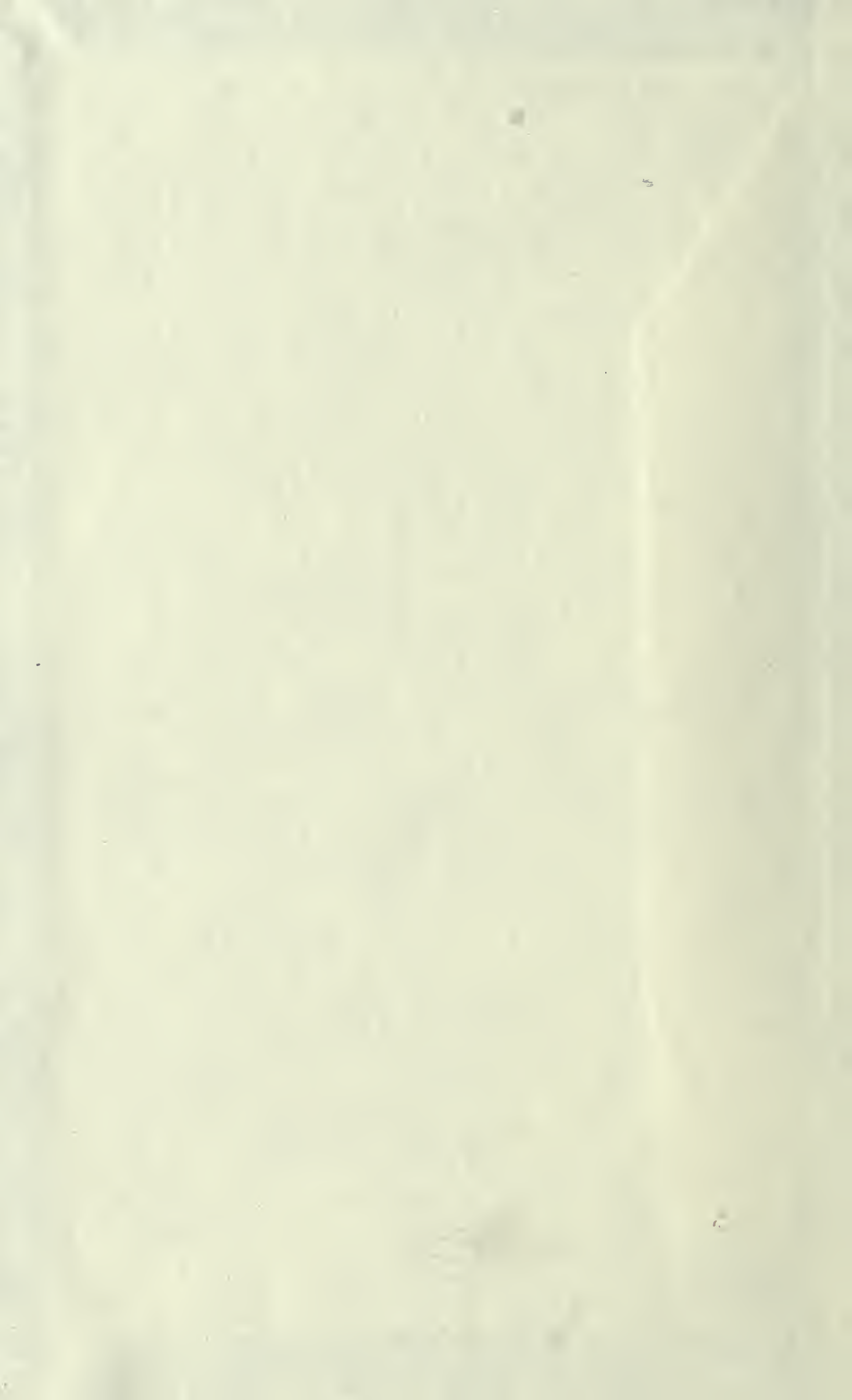












DEUTSCHLAND UND POLEN

DEUTSCHLAND UND POLEN

von

Fredrik Böök

Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen

von

Friedrich Stieve



F. Bruckmann A.-G. · München 1917



Druck der Münch.-Augsb. Abendzeitung
F. BRUCKMANN A.-G. MÜNCHEN

Vorwort.

Der Schwede Fredrik Böök ist dem deutschen Publikum nicht unbekannt. Sein vor einiger Zeit (bei Mittler & Sohn, Berlin) erschienenes Buch „Im französischen Kampfgebiet“ hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise erweckt, da es zu den ganz wenigen Schriften der neutralen Welt gehört, die bei allem Verständnis für die Art unserer westlichen Feinde nirgends das sachliche Werturteil vergessen. Man sagt wohl nicht zuviel, wenn man behauptet, dass die genannte Arbeit gerade wegen ihrer Kraft des Einfühlens und zugleich der Besonnenheit zu den bleibenden Erscheinungen auf dem Felde der Kriegsliteratur gehört. Wir müssen es daher mit besonderer Freude begrüssen, dass sich ein Schriftsteller solchen Ranges nun auch bei uns umgesehen hat. Die vorliegenden Aufsätze sind die Frucht einer Reise durch Polen, die Böök im Frühling des Jahres 1916 unternommen hat. In einer kurzen Einleitung zur schwedischen Ausgabe betont der Verfasser, dass er seine unmittelbaren Eindrücke und Erlebnisse mit Studien der einschlägigen Literatur verbunden hat, von der er besonders die „Süddeutschen Monatshefte“ (Jahrgang 13, Heft V: Ostjuden) und Georg Cleinows Werk „Die Zukunft Polens“ (Leipzig 1908—14) anführt. Die einzelnen Kapitel des Buches sind zunächst in der Zeitung „Svenska Dagbladet“ und dann gesammelt im Verlage Norstedt & Söner erschienen.

Zur Einführung bedarf es kaum weiterer Worte. Die polnische Frage bewegt augenblicklich jedermann. Die Beobachtungen und das Urteil eines ernsten Neutralen müssen an sich schon als wertvoller Beitrag erscheinen und jeder,

der diese Schrift liest, wird zugeben, dass sie ihm das „polnische Problem“ nach vielen Seiten hin lebendig macht und in ein vertraulicheres Licht rückt. Die bewegliche und feine Art, mit der Böök die äussere Welt ergreift, die Tiefe und Wärme, mit der er ihr auf den Grund der Seele blickt, die ruhige Klugheit, mit der er bei aller „Verliebtheit in die Dinge“ wertet und wägt, das sind lauter Eigenschaften, die auch seine neue Arbeit weit über den Rahmen gewöhnlicher Kriegsbücher erhebt. Wenn er am Schluss die bunte Fülle seiner Beobachtungen zu der sachlichen Untersuchung über Polens Zukunft klärt, gelingt es ihm zu Ergebnissen vorzudringen, die besonders wir Deutsche als einen Beitrag zu der geistigen Schlacht des Weltkrieges mit Freuden entgegennehmen können.

Ich habe schon öfters darauf hingewiesen, dass es gerade einigen Schweden vergönnt zu sein scheint, das Ringen der Völkerheere mit einem ehrlichen Ringen der Gedanken zu begleiten. Zu ihnen gehört auch Fredrik Böök mit seinem Buche über Polen. Wir haben allen Grund ihm dafür dankbar zu sein.

Stockholm, den 6. November 1916.

Friedrich Stieve.

Kriegsostern in Berlin.

Als sich „Drottning Victoria“ Sassnitz näherte, kräuselte sich der Rauch von den Kalkbrüchen, Ziegelwerken und Fabriken um Rügens braun-violette Buchenwälder; über dem Strandwall dehnten sich die Aecker grün und saftig in der Frühlingssonne. Die Industrie arbeitet, die Saat verspricht Gutes. In dem Gehölz, das an den Wagenfenstern des Schnellzuges vorbeifliegt, leuchten Anemonen und Schlüsselblumen; die Kinder, die von der Dorfschule heimgehen, schwärmen von den Wegen ab, suchen zwischen den Haselnussbüschen, liegen in den Wiesen auf den Knien, und man glaubt ihre eifrigen Stimmen zu hören. Suchen sie Veilchen? Sie werden zu spät heimkommen, mit grossen, verdrückten Sträussen aus Frühlingsblumen zwischen den warmen Fingern. Draussen auf dem Felde ist die Frühlingssaat abgeschlossen; drei Pferde gehen vor die Egge gespannt; man sieht die eine oder andere Frau, die die Erde bestellt, aber man sieht auch graue Gestalten in kleinen Rudeln und schliesst auf gefangene Russen. Wenn man an den ländlichen Wirtshäusern vorbeifährt, so sieht man, wie alte stattliche Bauern in langem Rock und mit der Kappe auf dem Kopf die Biergläser in die Höhe heben. Es beginnt zu dunkeln und der Arbeitstag ist zu Ende.

In Berlin begegnet man auch dem Frühling. Unter den Linden ist es hellgrün und luftig, die Kastanien haben ausgeschlagen, auf dem Markt und an den Strassenecken stehen Blumenverkäuferinnen mit Pfingstrosen, Schneeglöckchen und grünen Zweigen; im Auswärtigen Amt arbeitet man bei offenen Fenstern und der junge Legationssekretär, der damit beschäftigt ist, die Note des Präsidenten

Wilson zu übersetzen — seine Kollegen nennen ihn den augenblicklich wichtigsten Mann im Reiche — hört die ganze Zeit aus dem Garten des Reichskanzlers den Ruf der Amseln. Das ist keine zufällige Bemerkung. Es ist vielmehr in symbolischer Verkürzung der seelische Zustand der deutschen Reichshauptstadt zu Ostern 1916. Der Frühling und Amerika, das sind die beiden Faktoren, die allem ihren Stempel aufdrücken und einander ziemlich das Gleichgewicht halten.

Das Volksleben auf den Strassen ist an den beiden Ostertagen sehr lebhaft gewesen, die Kaffeehäuser waren nach der Strasse hin offen, und wer in dem dichten Gewimmel nach Zeichen dafür späht, dass man sich in einem kriegführenden Lande befindet, kann kaum etwas anderes entdecken als Gruppen von bulgarischen und türkischen Offizieren — bis sich ein Rollstuhl mit einem Invaliden den Weg bahnt: ein junges, bleiches, still lächelndes Gesicht leuchtet einem über dem Eisernen Kreuz und den Frühlingsblumen entgegen, die zwischen die Knöpfe im Waffenrock gesteckt sind, während die Hände voll Ergebung im Schoss ruhen.

Als ich die eroberten russischen Kanonen vor dem Schloss besichtigte, wurden sie mir von einem 24 jährigen Ritter des Eisernen Kreuzes sachgemäss vorgeführt, dem eine Granate bei Côte Lorraine das eine Bein zerschmettert hatte — er war als Schnelläufer bei den Olympischen Spielen dabeigewesen, jetzt geht er recht langsam, gestützt auf seinen Stock. Wir machen eine Automobilfahrt durch den Tiergarten; als eingeborener Berliner ist er der Ansicht, dass die Grasmatten dort draussen das schönste sind, das ein Auge auf dieser Welt schauen kann und er ist ein diensteifriger und gesprächiger Cicerone. Man kann sich schwer einen heitereren, harmloseren Menschen denken, als diesen jungen Eisenhändler, der jetzt darauf wartet, dass er als dienstuntauglich aus den Listen gestrichen wird. Er ist zufrieden,

dass er acht Tage Urlaub aus dem Lazarett hat und diese Zeit bei seiner alten Mutter zubringen darf; er freut sich, wenn er die Kaiserin in ihrem Automobil Unter den Linden entlangfahren sieht und frägt mich mit Stolz, ob sie nicht frisch und fröhlich aussieht — „an ihr kann man doch nicht sehen, dass wir Krieg haben und doch, die haben auch ihre Jungens draussen.“ Ich erzähle ihm von dem neutralen Handwerksgesellen, der in der Ententepresse Enthüllungen über die fürchterliche Hungerexistenz gemacht hat, die man in Berlin führen muss, er bemerkt mit gutmütiger Ironie, dass es ja darauf ankomme, wozu man sein Geld verwende. Junge Burschen mit siebzehn Jahren oder etwas mehr verdienen jetzt 150 Mark oder 160 Mark im Monat und ein Arbeiter in seinem eigenen Alter 300 Mark — und damit braucht man, wie er versichert, nicht verhungern. Aber heutzutage wollen die Leute sich nicht ohne das Unnötige begnügen und da kann es leicht mit dem Nötigen knapp werden, philosophiert er im Sonnenschein weiter. Er entwickelt seine ökonomischen Zukunftspläne und überzeugt mich mit grosser Leichtigkeit von deren Solidität. Es ist ein sparsamer Mann, mit dem ich hier Bekanntschaft gemacht habe, das merke ich im Restaurant, wo wir frühstücken; er will sich übrigens nicht ganz satt essen, schon deshalb, weil die Mutter daheim auf ihn wartet und betrübt sein würde, wenn sie am Sonntagsmittag umsonst gekocht hätte. Das ist ein Grund, den ich für meinen Teil vollkommen verstehe. Ich frage, ob seine Mutter mehrere Söhne hat. Nein, jetzt nicht mehr; seine zwei Brüder sind im Kriege gefallen, der eine vor Verdun im gleichen Kampf, in dem er verwundet wurde. „Aber die Mutter ist merkwürdig, vollkommen gefasst, sie ist so froh, dass sie mich behalten durfte, und dass sie keinen von uns blind oder als Krüppel wiederzusehen brauchte. Denn ich — mich kann man ja doch nicht Krüppel

nennen, nicht wahr?“ — Nein, das wäre im höchsten Grade übertrieben, das ist auch meine Ansicht.

Ich sehe ihn über den Potsdamer Platz hinken; es geht nicht schnell, und noch ist er nicht daran gewöhnt, den Stock und die Zigarre zugleich zu führen. Wie dunkel von Schmerz und Not ist nicht der Hintergrund, gegen den sich sein kleinbürgerliches Idyll abhebt, anspruchlos und freundlich, nüchtern, klug, mit der alten Mutter, die mit dem Kochgeschirr beschäftigt ist und der Aussicht auf einen eigenen Eisenladen, „wo alles verkauft werden soll, nur das Eiserne Kreuz nicht.“ Vor hundert Jahren nannte man Berlin Spree-Athen. Jetzt könnte man eher Sparta sagen.

Wie aber der Krieg den Horizont erweitert und neue Gedanken, neue Erfahrungen in die deutschen Gehirne gebracht hat, dafür bekam ich ein leichtverständliches Beispiel am folgenden Abend zu sehen, als ich in einem riesengrossen Musik-Café sass; ein paar tausend Menschen lärmten unter dem künstlichen Laubwerk des Daches, wo die bunten Blumen der elektrischen Lampen leuchteten. Ich kam ins Gespräch mit einem Soldaten an meinem Tisch; er war blond, hatte einen hellen spitzigen Bart und in dem dichten Netzwerk von Falten um seine Augen spielte der Schalk. Ich frug ihn, was das gelbe Band an seiner Uniform bedeute. „Das ist eine preussische Rettungmedaille“, antwortete er, „die bekam ich vor dem Krieg.“

Er war dem Namen und der Abstammung nach Pole, aber ganz zum Deutschen geworden; der Vater war Eisenbahner, genau wie er. Daheim waren elf Kinder; zu einer anderen Ausbildung als der durch die Volksschule gab es die Mittel nicht, und er war deshalb nur Gefreiter. Es war nicht schwer zu sehen, dass man eine ehrgeizige, selbstbewusste, ausgeprägt oppositionelle Natur vor sich hatte. Dass er in politischer Hinsicht zur Linken gehörte, trat deutlich zutage. Jetzt hatte er 19 Monate lang in einer Eisen-

bahnkompagnie gearbeitet, war zweimal verwundet worden und zum Schluss aus Ueberanstrengung in Nisch erkrankt; er war jedoch nahezu wieder hergestellt und sollte bald zurück an die Front.

Was hatte er nicht alles erlebt, wie voll von Eindrücken, Vergleichen und Ansichten war er nicht, wie kochte und arbeitete es in seinem Kopf! Er war äusserst zufrieden mit seinem Geschick. „Ich war arm und konnte in Friedenszeiten höchstens eine Reise nach Oesterreich machen (seine Heimat war Schlesien). Jetzt habe ich auf Kosten des Staates etwas von der Welt gesehen, darüber kann ich mich nur freuen.“ Er hatte bei allen Armeen gedient, in Russland, Belgien, Frankreich, Ungarn, Serbien, Bulgarien und der Türkei, er hatte Eisenbahnen gebaut, Lieferungen überwacht, Brücken geschlagen, telegraphiert und Geschäfte gemacht. Der grosse Uebergang über die Donau? Da war er dabei gewesen; das war nicht so schwer, wie man gesagt. Die Serben? Ein prächtiges Volk; sie waren anfangs erschreckt, aber bald wurde alles gut; er schenkte ihnen Salz; und als er einmal eine Gans von ihnen kaufen wollte, kamen sie gleich mit 5 Stück zu ihm und begehrten eine Mark für das Stück; und dabei waren es fette, gemästete Tiere. Übrigens hatte er auch mit den Franzosen in bestem Einverständnis gelebt; als seine Kompagnie die kleine Stadt, in der sie einquartiert war, verliess, begleiteten die Einwohner sie bis zur Bahn, schenkten ihnen Kaffee und Zigaretten und viele hatten Tränen in den Augen. Anständige Leute gibt es überall; die Ungarn sollen so zornig sein, aber er für seinen Teil kam immer gut mit ihnen aus. Die Bulgaren waren die Einzigen, mit denen er in Streit geriet; es sind tüchtige Menschen, aber sie gehen hart ins Zeug; die Offiziere in Üsküb wollten sich in seine Eisenbahngeschäfte einmischen, aber obwohl man nur ein Mann im Glied ist, will man doch über das, was man allein versteht, selbst bestimmen.

Da mir der parlamentarische Ehrgeiz abgeht, konnte ich bedingungslos zustimmen; etwas schwerer war es mir, seine Studien in der vergleichenden Sprachforschung anzuerkennen, die er mit grossem Fleiss und mit noch grösserer Kühnheit betrieb. Dass „dämi“ auf französisch halb bedeute, aber „gib her“ auf slawisch (wendisch?), mochte ja an und für sich richtig sein, aber die sprachphilosophischen Schlüsse, die der Eisenbahnsoldat aus dieser Tatsache ziehen wollte, kamen mir etwas überstürzt vor, und ich verhehlte das auch nicht. Mit mehr Interesse lauschte ich seinen politischen Ideen. Vor dem Krieg hatte er geglaubt, dass Frankreich und Belgien mit ihrem demokratischen Regierungswesen Deutschland in allem weit voraus seien; jetzt aber wusste er, dass das falsch war. Er hatte in Frankreich beim Kirchhof von Laon Menschen in Höhlen leben sehen, er hatte mit den Arbeiterwohnungen in Belgien Bekanntschaft gemacht und versicherte, dass es ein solches Elend in Deutschland nicht gebe, wenn es auch keineswegs überall so war, wie es sein sollte. Nein, die französischen und belgischen Kapitalisten verurteilte er scharf; die waren schlimmer als die deutschen. Das Leben in Russland hatte wohl seine Vorteile, das konnte er verstehen; man hatte es dort nicht so „eingeengt“, aber das war doch nur Schein, „im Grund geht es bei uns auf jeden Fall vernünftiger zu.“ Er war während des Krieges zu der Ueberzeugung gekommen, dass Deutschland „die gesittetste Nation der Welt“ sei; das hatte er wirklich vorher nicht geglaubt. Damit wollte er freilich nicht sagen, dass alles gut war, wie es war; es war allerdings während des Krieges gut gegangen; aber es wäre noch besser gegangen, wenn überall der rechte Mann am rechten Fleck gewesen wäre. Nach Friedensschluss müssten grosse Veränderungen stattfinden; Papierverdienste, Rücksichten auf die Geburt, Einflüsse des Kapitals müssten ausgeschaltet werden, der ganze Kastengeist müsste allmählich verschwinden und dann

würde Deutschland „so ziemlich vollkommen“ sein. Freilich müsse man daran denken, dass hier in der Welt nichts ganz vollkommen sein könne, schloss der Eisenbahnphilosoph mit nachdenklichem Ernst.

In seinen Worten klang sowohl persönlicher Ehrgeiz, wie tiefes, völkisches Selbstbewusstsein; aber es gab keine Spur von Bitterkeit, Ungeduld oder Unruhe. Mit vaterländischem Stolz und fachmännischer Sicherheit sprach er von der unerhörten Kraftentfaltung der deutschen Eisenbahnwerkstätten während des Krieges, er erzählte vom König von Bulgarien, den er ganz von der Nähe gesehen, von dem jetzt verstorbenen türkischen Thronfolger, der ihm eine Goldmünze geschenkt — diese befand sich jetzt am Armband seiner Frau, zusammen mit englischen, serbischen, französischen und russischen Münzen. Er wusste eine Menge über die Kupfergruben in Serbien und Kleinasien, er wusste was Rumänien im Austausch gegen Getreide brauchte, er hatte seine eigenen Ideen über die englischen Gentlemen in der Gefangenschaft — ihnen fehlte nichts, ein prächtiges Volk! Während ich sass und diesem einfachen Mann zuhörte, der einmal aus dem Krieg zu seiner friedlichen Arbeit zurückkehren wird mit einer Menschenkenntnis, einer vielseitigen Erfahrung, einem realistischen Blick für politische und wirtschaftliche Probleme, wie die Alltagsverhältnisse es ihm nie hätten schenken können, wenn ich mir hinter ihm die Hunderttausende, die Millionen von Kameraden vorstelle, die sich in wechselnden Formen und mit verschiedenen Anlagen die strenge Schule des Krieges zunutzen ziehen, dann verdichtet sich alles zu einem deutschen Buchtitel: „Deutschland vor den Toren der Welt“ [1]. Welch unerhörte Erweiterung des Horizontes ist nicht für das deutsche Volk die Frucht der Absperrung geworden, welch unerhörte, bisher nur halb erwachte Kräfte sind nicht zum Durchbruch gekommen!

[1]) Eine Broschüre von Friedrich Stieve, München, Delphinverlag.

Unter dem eisenharten Druck wird eine neue Geistigkeit geschaffen.

Es wäre vermessen, über diese neue Geistigkeit etwas voraussagen zu wollen, denn logische Geradlinigkeit ist nicht das Wesen der historischen Entwicklung und von allen irrationellen Faktoren ist wohl das Unwetter des Krieges das am schwersten berechenbare. Aber in der Stimmung, die einem in Deutschland begegnet, die man dort in der Luft einatmet, die einem entgegenkommt, wenn man mit den Höchstgebildeten oder dem Manne aus dem Volk spricht, kann man doch einen bestimmten Einschlag erkennen. Es ist ein fester optimistischer Glaube an das vernünftige Handeln, an die Allmacht des Willens und der Vernunft zu ordnen, vorzubeugen, zu organisieren und zu schaffen. Dieser Glaube ist aus dem Zusammenstoss mit dem elementar Chaotischen entstanden, das das dunkle Wesen des Krieges ist, aus dem Ringen mit allen Mächten der Zerstörung und Auflösung; aus der äussersten Not ist ein unbedingtes Vertrauen emporgesprosst. Die Generation, die die unzähligen Probleme des Weltkrieges siegreich gelöst hat, wird vor Schwierigkeiten und Aufgaben nicht zurückschrecken, vor denen die Menschheit bisher kleinmütig Halt gemacht hat. Diese Geistesverfassung bewirkt, dass mein Freund, der Eisenbahnsoldat, so ruhig und überlegen davon überzeugt ist, dass Deutschland einer sozialen Erneuerung und Vollendung entgegengeht — sein Zukunftsglaube ist nur eine Ausstrahlung der unerschütterlichen Siegesgewissheit, mit der er lächelnd meinen Versuchen, den advocatus diaboli zu spielen, begegnet: „Uns kriegen sie nicht“, ist der gutmütige Refrain in all seinen Ausführungen. Er hat nicht die geringste Angst vor Amerika und meint, dass der Präsident Wilson eine scharfe Antwort verdient. Ich kann weder Hass noch Uebermut in seiner Art, wie er über die amerikanische Krise spricht, erkennen, wohl aber selbstbewusstes Kraftgefühl.

Diesem gleichen Kraftgefühl begegnet man überall in den breiten Lagern, oft in halbkomischer Form, aber soweit meine Erfahrung reicht, immer mit vollkommenem, geistigem Gleichgewicht und in der grössten Freundlichkeit entwickelt. Der graubärtige Kondukteur in Sassnitz frug mich, warum die Fähre verspätet sei, und als ich ihm erzählte, dass der Schnellzug aus Stockholm verspätet gewesen sei, bemerkte er ganz kritisch, dass das ziemlich oft geschehe. Ich frug, ob so etwas in Deutschland nie vorkomme. Nicht so oft, meinte er. Er frug nach der Ursache und als ich ihm keinen zufriedenstellenden Bescheid geben konnte, erklärte er im sachlichsten Ton: „Die Disziplin ist wohl nicht streng genug." Ich konnte nicht umhin, zu lachen und schob die Schuld statt dessen auf die schlechten Steinkohlen. Es ist mir wirklich unmöglich, zu entscheiden, ob er sich selbst über- oder untergeordnet fühlte, seine Ueberzeugung von dem Segen der strengen Disziplin hatte einen bewundernswert objektiven Charakter. Am Tage darauf frug ich einen der Landsturmleute Unter den Linden nach der Nationalität einiger vorüberkommender Offiziere. Als er mir mitgeteilt hatte, dass es Bulgaren seien, fügte ich hinzu, dass sie prächtig aussähen. Mit der grössten Ruhe antwortete er: „Ja, ja, sie sind tüchtig, sie haben jetzt die deutsche Kultur angenommen."

Das sind kleine Züge, aber sie sind charakteristisch und könnten ruhig vervielfältigt werden. Gewisse Leute könnten wohl Lust verspüren, sie als Beweise deutscher Überhebung zu deuten. Ich für meinen Teil kann die Sache nicht so ansehen. Von Leichtsinn, Übermut, bornierter Selbstgenügsamkeit und Verhetzung habe ich keine Spur gefunden. Dass ein Volk nach solchen kriegerischen und friedlichen Taten, wie sie Deutschland während der letzten 20 Monate verbracht hat, sich in anmutige Unkenntnis seiner Stärke hüllen soll, ohne sich eine Idee davon zu

bilden, worin diese Stärke begründet ist, das ist eine Forderung, die mir, mild ausgedrückt, unpsychologisch vorkommt; das heisst, nicht Anspruchslosigkeit verlangen, sondern dumme Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit. Im Gegenteil, fast in jedem Augenblick muss sich der Fremde über die klare und besonnene Atmosphäre in einem Land wundern, das doch von Gefühlen und Erlebnissen der tiefsten und ergreifendsten Art durchzittert worden ist.

Wenn man an einem Ostersonntagabend den Strom der festlich gekleideten, fröhlichen Kleinbürger sah, die von ihren Ausflügen in Feld und Wald, vom Grunewald und Wannsee zurückkehrten, mit Blumen in den leeren Esskörben und den kleinsten, schlaftrunkenen Kindern auf den Schultern, wenn man die Radfahrer sah, junge Burschen und Mädchen, in weissen Kleidern, die junges Laub um die Lenkstange gewunden hatten und einen blühenden Kirschenzweig auf dem Hut trugen, dann konnte man den Blick lange über das Gedränge gleiten lassen, bis man sich schliesslich über die Stirne strich und all seine Abstraktionskraft zu Hilfe nehmen musste, um den Gedanken klar festzuhalten, dass man sich in der Hauptstadt des gewaltigsten Kriegervolkes der Weltgeschichte befand, und zwar gerade in dem Augenblick, da ein neuer Weltteil es mit Krieg bedrohte.

Warschau.

Der Westeuropäer, der bei Alexandrowo die frühere Grenze zwischen Russland und Deutschland überschreitet, merkt an scheinbar unbedeutenden Einzelheiten, dass er sich dem Osten nähert. Die Bauernfrauen, die ihre Kühe draussen auf den Wiesen weiden, haben in ihren Röcken buntere Farbenstreifen, als man es zu sehen gewohnt ist, und ihre Art, in hockender Stellung und in Kniebeuge sitzend den Tieren Gesellschaft zu leisten, hat etwas Fremdes. Wenn der Blick durch das Wagenfenster draussen über die grünenden Saatfelder gleitet, die noch nicht hoch genug gewachsen sind, um die einfachen Holzkreuze der Soldatengräber zu verdecken, und auf denen die Schützengräben der russischen Stellungen, die Stacheldrahtzäune und halb verschlammten Granattrichter immer wieder zum Vorschein kommen, so erhält man von der Landschaft einen eigenartigen Eindruck, den man im ersten Augenblick nicht näher zu bestimmen vermag. Es ist nicht nur der Kontrast zwischen der grauen Armut der sparsam verstreuten Häuser und der reichen Ackererde, nicht allein die unendliche Weite der Ebene, auf der so selten Gesträuche und Gärten das Auge erfrischen — es ist, wenn man alles in Betracht zieht, vor allem das Fehlen der Strassen. Man kann stundenlang fahren, ohne eine breite Landstrasse oder eine schattige Allee zu sehen; in den blau-grünen Roggenfeldern leuchten nirgends weisse Streifen von Landwegen, und man sieht, wie sich Gruppen von Wanderern auf einer Linie vorwärtsbewegen, die ein schwedischer Bauer entweder einen schlechten Markweg oder einen ausgefahrenen Steg nennen würde. Man fährt an gesprengten Brücken, niedergebrannten Stationshäusern

und schlimm zugerichteten Dörfern vorbei, in denen ein frisches Bretterstück mit der Aufschrift: „Villa Hindenburg“ herausgesteckt ist; bei Milanowek, zwischen Grodsisk und Brwinow, sieht man zuerst hübsche Sommervillen in Föhrenwäldern, die von vermögenden Bürgern der Hauptstadt bewohnt sind, und in einer Stunde ist man in Warschau.

Die tosende Millionenstadt hat eine äusserst zusammengewürfelte Physiognomie. Der Fremde erstaunt im ersten Augenblick vor allem über den orientalischen Einschlag. Er merkt diesen Einschlag schon an den Droschken am Bahnhof, an den weiten Bögen der Kummet-Stöcke und den zierlichen, metallglänzenden Spitzen, an den roten Quasten des Pferdegeschirrs, dem weiss lackierten Leder und den klingenden Schellen, sowie an den Zoporog-Gesichtern der Kutscher, die mit einem gellen Schrei auf den Wagen springen, wenn dieser sich schon in Gang gesetzt hat. Und am allerunmittelbarsten begegnet ihm der Orientalismus in den zusammengekauerten und demütigen Gestalten der Juden. Sie stehen herum, so dicht wie die Schwämme im Wald, in ihren schwarzen Kaftanen, die so lang sind, dass die Fransen in den Schmutz hängen, mit hohen, weiten Stiefeln und der kleinen, platten und runden Stoffmütze, deren schmaler Schild so verbogen und jämmerlich aussieht, wie die ganze Existenz des Besitzers. Die Korkzieherlocken — Peies — sieht man allerdings seltener; die russischen Behörden sollen sie verboten haben, bloss um die Juden zu plagen und zu demütigen; aber das Asiatische, das mit allen europäischen Begriffen Unvereinbare bei der ganzen Rasse schlägt einem mit überwältigender Kraft entgegen. Man bleibt verwundert stehen, wenn man zum erstenmal eine dieser fast mythischen Abrahamsgestalten mit einer Zigarette im Mundwinkel sieht.

Geht man aber auf Marszalkowska unter dem Schatten der Platanen, könnte man glauben, auf einem Pariser

Boulevard, auf der Avenue d'Orleans oder dem Boulevard St. Michel oder einer anderen der grösseren Strassen am südlichen Seine-Ufer zu sein: die Krämerläden, die französischen Ladenschilde, der Stil der Damen, denen man begegnet, halten die Illusion wach, und wenn man zuletzt in die Ogrod Saski, den Sächsischen Park, kommt, kann man unmöglich anders, als an den Jardin de Luxembourg denken. Die Gewissheit steigt, wenn man an jungen Mädchen vorbeikommt, die miteinander französisch sprechen . . . In der Russenzeit war es den Juden verboten, den Park zu betreten. Jetzt sieht man zum erstenmal den schwarzen und etwas fettigen Glanz der Kaftans auf den Bänken unter den allegorischen und mythologischen Statuen. Historische Denkmäler gibt es hier nicht, nur weisse Rokokogöttinnen, den klassisch aufgeputzten Harem Augusts des Starken.

Warschau ist so arm an Denkmälern, dass man sie an den Fingern einer Hand aufzählen kann; in dieser Armut liegt das ganze traurige, historische Geschick Polens. Vor dem Schlosse erhebt sich in Bronze auf einem hohen Marmorpfeiler Zygmunt III. vom Stamme der Vasa, der zweideutige Sigismund unserer Kinderjahre und Schulbücher, den wir mit einem Gefühl der Erleichterung über die Ostsee fortsegeln sahen. Hier ist er als Heros des rechtmässigen Thrones in prachtvollem Kriegsornat dargestellt, mit dem krummen, polnischen Schwert, das in seiner rechten Hand leuchtet und dem Kreuze in der Linken, so dass er in einer himmlischen Geste Frömmigkeit und Heldenmut vereinigt, wie ihn die pietätvollen Augen seines Sohnes Wladislaw IV. gesehen haben. Nicht weit entfernt davon, an der Hauptstrasse Warschaus, Krakowskie Przedmiescie, leuchten die Blüten der Riesenazaleen um den Granitsockel des Adam Mickiewicz; etwas weiter weg erhebt ein nachdenklicher Kopernikus sein mildes und reines, evangelisches Profil und Thorwaldsen hat ihm ein Modell des kreisenden Planeten-

systems in die feinen, ruhigen Hände gegeben; draussen im Lazienki - Park reitet ein grausamer und majestätischer JohannSobieski, gepanzert wie ein römischer Imperator, über die Leiber besiegter Türken — die Statue ist 1788 errichtet worden, da für ein feines Ohr schon die Totenglocken über Polens eigener zusammengestürzter Grösse läuteten. Das ist alles — wenn man nicht die in düsterer Einsamkeit ruhende Statue vor dem früheren Statthalterpalast mitrechnen will; die russischen Buchstaben verkünden, wen das Standbild darstellt: den Generalfeldmarschall Paskjewitsch, der den polnischen Aufruhr in den Jahren 1830/31 in Blut erstickte. Vor diesem hohnvollen Denkmal zur Erinnerung an den brutalen Triumph des Siegers bedeckten am 3. Mai 1915 die Hunderttausende von Demonstranten ihre Häupter, nachdem sie sich vor dem Bilde des Sängers von Pan Tadeusch entblösst hatten. Oder, wenn man nicht den hässlichen Gusseisenobelisk auf dem Plac Zielony mitrechnen will, den die Russen zu Ehren der fünf polnischen Generäle errichtet haben, die im Jahre 1830 dem Zaren treu blieben und durch die Hände ihrer eigenen Landsleute fielen; dieser aber ist fast durch die freigewordenen Laubmassen der künstlichen Anlagen um ihn her verborgen. Mit mehr Grund könnte man ein unansehnliches Marienbild in den Anlagen am Krakowskie Przedniescie zu Warschaus historischen Denkmälern rechnen: die blauvioletten Lampen am Bild der heiligen Jungfrau erzählen dem nächtlichen Wanderer von den polnischen Patrioten, die 1831 auf diesem Platze in ihrem letzten verzweifelten Kampf durch einen Ansturm der Kosaken ihr Ende fanden.

Es ist auffallend, wie wenig Spuren die hundertjährige Herrschaft der Russen über Warschau zurückgelassen hat. Auf den zweisprachigen Geschäftsschildern ist jetzt die eine Hälfte übermalt; nur auf den höchsten und schwer erreichbaren Giebeln und Dächern durften die cyrillischen Buch-

staben einstweilen noch stehen bleiben. Für die Architektur der Stadt haben die Russen erstaunlich wenig Interesse gezeigt. Nur zwei Gebäude erzählen von Russlands Grösse und Macht. Das eine davon ist Sobor, die Alexander Newskij-Kathedrale am Plac Saski, gegenüber dem Sächsischen Park. Neu und stattlich, imponierend durch ihre Grösse und Farbenpracht, mit dem freistehenden Glockenturm und den klaren, eingelegten Fresken über dem Portal versehen, erhebt sie ihre goldschimmernden, zwiebelförmigen Kuppeln gen Himmel; die sieben Kreuze über den sieben besiegten Halbmonden strahlen weit hinaus. Hier wurde in Friedenszeiten der orthodox-griechische Gottesdienst abgehalten; jeden Sonntag wurde hier der Segen des Himmels auf den Zaren aller Russen herabgerufen. Die 40 000 Russen von Warschau — die höheren Beamten, die Tschinowniks und Ochrana — residieren gegenwärtig, wie ich höre, in dem fernen Samara an der Wolga, wo sie pflichtgetreu fortfahren sollen, Polen zu regieren und ihre Gehälter zu beziehen; neulich ernannten sie einen neuen Präfekten für Kalisch zur harmlosen Freude für Polen und Deutsche.

Das andere Gebäude ist das russische Gymnasium, dessen vergoldete und überladene Fassade der Kopernikusstatue zugewendet ist; der gewaltige Palast ist jetzt deutsches Soldatenheim. Im übrigen scheinen sich die Russen in Warschau auf jene bequeme Art eingerichtet zu haben, die am klarsten in der Dreifaltigkeitskirche an der Dlugastrasse zum Audruck kommt: der katholische Tempel in klassischem Stil wurde durch willkürlich und barbarisch aufgesetzte Zwiebelkuppeln in eine orthodoxe Kirche verwandelt.

An den modernen, von Grün umgebenen Villen der reichen Polen vorbei, kommt man hinaus in das grosse Parkgebiet südlich der Stadt. In einem bezaubernden Garten mit Teichen, in denen sich weisse Marmorgötter spiegeln, mit Orangerien und einem zierlichen Freilufttheater

auf einer Insel, wo der polnische Hof vor mehr als hundert Jahren einer französischen Komödie zwischen den grünen Kulissen der Hecken lauschte, ruht Lazienki in seiner koketten, italienischen Renaissancepracht. Hier residierte der letzte der polnischen Könige, Stanislaus Poniatowski, wie Rinaldo in Armidas verzaubertem Lustgarten oder Odysseus bei Kalypso, während die Freier schon die Verteilung der Erbschaft berieten. In der Vorhalle glänzen zwei Marmorstatuen, ein ruhender Kriegsgott und eine holdselige Göttin der Üppigkeit mit den hoffnungsvollen Unterschriften: Mars requiescens — Polonia reflorescens — fromme Lügen, die die Geschichte mit blutiger Ironie behandelt hat. Oben im Arbeitszimmer des Königs Stanislaus zeigt eine Wandtäfelung in gedämpften, dunkelblauen Farben ein Panorama von Kanton, dem glücklichen China des Ackerbaues, des Friedens und der Industrie, mit vergoldeten Djonken auf dem Perlenfluss, idyllischen Gärten und Teehäusern und einem emsigen Menschengewimmel. Das war die grosse Utopie des 18. Jahrhunderts, das dämmernde Paradies der Philosophen, Fürsten und Nationalökonomen, ein Schlaraffenland für alle Antimilitaristen, Utilitarier und Anhänger der mild epikureischen „natürlichen Religion“.

Wie nahe war man nicht daran, den Traum zu erreichen, welchen grossen Schritt zum Idealzustand hin tat man nicht an jenem 3. Mai 1791, als Polens neue Verfassung in einem Osterrausch von Begeisterung und Idealismus ausgerufen wurde, der mit den erregtesten Augenblicken der französischen Revolution nahe verwandt war! Wie bitter, kalt und schrecklich aber wurde das Erwachen! Der feine Duft von verwelkenden Rosen schwebt über Lazienkis Porzellantöpfen, wie ein flüchtiger Traum in der Luft und vermischt sich mit dem geheimnisvollen, asiatischen Virakduft aus der griechisch-orthodoxen Kapelle, die als ein Annex zu Stanislaus' Palast errichtet wurde, als Alexander I. dort seinen

Herrschaftssitz einnahm. Unmittelbar daneben liegt jetzt das Schloss Belvedere, das im Jahre 1822 für den Militärgouverneur, den Grossfürsten Konstantin, errichtet wurde und in der Nacht vom 29. November 1830 der Schauplatz jener stürmischen Auftritte war, die den ersten polnischen Aufruhr einleiteten. Jetzt residiert dort Exzellenz von Beseler, der Eroberer Antwerpens und Warschaus, der im Jahre 1916 der polnischen Hauptstadt die Erlaubnis erteilte, die Erinnerung an den schönen Zukunftstraum der Verfassung vom 3. Mai mit einem feierlichen Festzug zu begehen. Welches ergreifende Zusammenspiel von chimärischer Idee und harter Wirklichkeit ist doch die Geschichte eines Volkes, und vor allem die des polnischen Volkes.

Tut man noch einen Schritt zurück in der Zeit, so kommt man in die sächsische Periode, in die Periode August II. und August III., die eigentlich der Architektur Warschaus ihren Hauptstempel aufgedrückt hat; der Stempel ist ganz französisch. Mit seinem königlichen Palast am Plac Saski gab der Held der Galanterie das grosse Beispiel für die polnischen Magnaten, und rings umher sieht man die berühmten Rokokopaläste der Adelsgeschlechter mit ihren geschmiedeten Gitterzäunen, mit den niedrigen, vorspringenden Flügeln und dem gewaltigen cour d'honneur. Aber wie entsetzlich verwahrlost sind nicht viele von diesen Gebäuden, seitdem sie nach dem Ruin der eigentlichen Besitzer in neue Hände gekommen sind! Architekten und Historiker könnten wohl kaum irgendwo anders ihre Weherufe über das Wüten der Vandalen mit so viel Recht anstimmen wie in Warschau, und die deutschen Kunsthistoriker in Uniform und Zivil, die gegenwärtig ihre Entdeckungsreisen auf Warschaus Strassen unternehmen, sind bis zum Rande voll von Staunen, Forschungseifer, heiliger Entrüstung und seligem Kunstgenusse. In einer schmutzigen Geschäftsstrasse sieht man ein paar herrliche Eisengitter mit kronengeschmückten, ge-

schmiedeten Leuchtern, aber dahinter entdeckt man nur eine entsetzliche Ziegelscheune in „maurischem" Stil, die mit landwirtschaftlichen Maschinen vollgepfropft ist. Nimmt man sich jedoch die Mühe, einzutreten, so merkt man, dass die Scheune mitten in einem Schlossgarten erbaut ist, und dass die Flügel und der Palast selbst in all ihrer vornehmen und aristokratischen Schönheit fast unbeschädigt dahinter stehen — aber in welchem Zustand: verschmutzt, überhängt mit Schildern, verunstaltet durch Anbauten aus Holz, ein ergreifendes Bild der Erniedrigung und Verwahrlosung! So ist es überall: verbaute Rokokopaläste, Schlossgärten, die mit Magazinen und Verkaufsbuden angefüllt sind; man geht durch ein modernes Geschäftshaus und steht plötzlich auf einem Hof, der den ausgesuchtesten Schlosscharakter mit elegantem Gitterwerk vor den Fenstern aufweist. Das ist Warschau!

Im Krasinski-Palast, der in seinem jetzigen Zustand aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammt und in dem Warschaus oberstes Gericht seinen Sitz hat. sollen sich nach den Forschungsergebnissen eines höchst kunstverständigen Mannes Deckengemälde in einem früher für Warschau besonders typischen, italienisierenden Stil befinden; aber zu meiner Schande muss ich bekennen, dass es mir nie gelang, meine ganze Aufmerksamkeit den blauen Himmeln mit ihren weissen Sommerwolken zuzuwenden, denn unmittelbar darunter in einem gedrängt vollen Saal, in dem die Bajonette der deutschen Soldaten zwischen den Toiletten der Damen blitzten und die feldgrauen Uniformen der Offiziere von den schwarzen Gewändern der Richter vor der Gerichtsschranke abstachen, war man gerade daran, über zwei kürzlich festgenommene Raubmörder, einen Mann und eine Frau, mit Binden um die Köpfe, zu Gericht zu sitzen, von denen erzählt wurde, dass sie erst nach verzweifeltem Widerstand in die Hände der Gerechtig-

keit gefallen seien; und gerade in dem Augenblick, da der Aesthetiker mir die dekorativen Eigenschaften der Decke erklärte, traten die Angeklagten an die Schranke vor und der Vorsitzende des Gerichtes, der in Uniform war, nahm einen schwarzen und spitzigen Gegenstand zur Hand, den ich nicht unterscheiden konnte, aber ich fing den gepeinigten Blick aus den schwarzen, flackernden Augen des verletzten Mannes auf und ich verstand, dass es das corpus delicti war. Eines Tages werde ich seinen Namen an den Mauern der Häuser in einem doppelsprachigen Anschlag lesen, der mitteilt, dass N. N. des Raubmordes schuldig befunden und zum Tode verurteilt wurde, und dass man die Exekution am Morgen dieses Tages vollzogen habe. Die deutsche Gerechtigkeit arbeitet mit unermüdlicher, militärischer Energie daran, Polen von dem Banditenwesen zu befreien, das während der letzten Jahrzehnte einen erstaunlichen Umfang angenommen hat.

Auf dem Stare Miasto, dem alten Markt, ist man in Warschaus mittelalterlicher Zeit. Die Geschichte der St. Johanneskathedrale führt bis ins 13. Jahrhundert zurück; in ihren gotischen Ziegelsteinmauern ruhen die Heerführer, Staatsmänner und Kirchenfürsten Grosspolens; unter den drei gleich hohen Gewölben hat Johan Sobieski seinen herrlichen Sieg über die Türken und die Befreiung Wiens gefeiert. Rings um den Markt liegen die schmalen Bürgerhäuser mit den hohen Ziegeldächern, genau wie in einer alten deutschen Stadt; mitten auf dem Platz steigt die zauberische Flussnymphe in Warschaus Wappenschilde mit dem Schwert und Schild aus einem Springbrunnen empor. Den alten deutschen Überlieferungen begegnet man unter den dunklen Kellergewölben in Fukiers Weinstube, wo man bei einem 50 jährigen, schweren und duftenden Tokaier oder einer 100 jährigen Flasche ungarischen Methonigs die engen, klosterähnlichen Säulengänge des Hofes und die dreifachen

Reihen von Erkern und Seitenlauben bewundern kann — denn die Fukier sollen nichts anderes gewesen sein, als ein polonisierter Zweig der berühmten Fuggerschen Familie in Augsburg. Beim Stare Miasto beginnen die Judenviertel mit ihren schmalen, gewundenen Gassen, ihrem Dunkel und ihrem Schmutz, das deutsche Ghetto des Mittelalters in vergrösserter Form, eine ganz geheimnisvolle, undurchsichtige Welt, die der Westeuropäer nie zu sehen träumte und die ihr eigenes Kapitel verdient.

Nördlich von Warschau aber liegt die Zitadelle, die die Stadt mit ihren Kanonen beherrscht und von Kaiser Alexander nach der Unterdrückung des letzten Aufruhres errichtet wurde: ein blaugrüner Riesenobelisk mitten auf dem Exerzierhof verherrlicht „Alexander, den Kaiser der Russen, Polens Bezwinger und Wohltäter". Die riesengrossen Kasernen mit ihren antiken Säulenfassaden umfassen ein paar Regimenter; innerhalb der Mauern der Zitadelle war Platz für vielerlei, nicht nur für die Festsäle des Offizierskasinos mit seinen Musiklogen und Stuckornamenten, die symbolisch Kanonenrohre und Tiaren vereinen, sondern auch für den „zehnten Pavillon", das politische Gefängnis mit seinen dunklen Löchern, das für jeden Polen mit namenlosem Schrecken umgeben ist. Als die deutschen Behörden daran gingen, das Haus für ihre Zwecke umzubauen, war es fast unmöglich, polnische Arbeiter dazu zu bekommen; denn sie näherten sich dem „zehnten Pavillon" mit massloser Angst, einer Angst, die nur allmählich zur Neugierde wurde.

Unten, am hohen Strandabhang der Weichsel, befindet sich, schüchtern verborgen, eine andere wichtige Einrichtung: der Galgen. Man betrachtet ihn mit ganz seltsamen Gefühlen. Er ist niedriger und überhaupt weniger dekorativ, als ich gedacht hatte; steht man auf einem niedrigen Fussschemel, so reicht man bis hinauf zur Querstange; die aber

ist breiter, als ich erwartet hatte; ich rechne die Haken: es sind sechs. Wie seltsam passen nicht die Pflanzen hier in der Runde zum Charakter des Platzes: Nesseln, Melden, Kletten; grosse, grüne Fliegen sonnen sich auf den Blättern. Dort hinten öffnet sich eine schmale Türe in der Mauer und eine Treppe geht fast senkrecht hinunter zum Fluss. Will man etwas los werden, so kann man es ohne weiteres in die graugelben Wirbel der Weichsel hinunterfallen lassen.

Aber all das ist jetzt fort, weit fort in Samara, bei der grossen Mutter Wolga. Neue Menschen, andere Soldaten wohnen in der Zitadelle. Und doch, es gibt noch einen lebendigen Zeugen aus der Russenzeit innerhalb der Mauern, ein spröder Faden von Überlieferung spinnt sich weiter. Die Witwe eines Kasernenpostens, der während der Russenzeit freie Wohnung in der Zitadelle hatte, war entschlossen genug zurückzubleiben und geniesst mit Erlaubnis der Deutschen ihre alten Privilegien, ja sie hat sogar noch eine bessere Wohnung bekommen. Der prächtige Holsteiner, der mir mit dem Schlüsselbund folgt, besitzt das Vertrauen der Alten und sie unterhalten sich, Gott weiss auf welche Sprache, über das frühere Leben in der Zitadelle. Sie erzählt von den grossen Reparaturen, die dreimal hintereinander bezahlt aber nie ausgeführt wurden, sie schildert die merkwürdige Vertraulichkeit, die in gewissen Fällen zwischen den russischen Offizieren und Soldaten herrschen und sich bis zum Kommunismus steigern konnte, sie spricht von den launischen Eigenschaften der 500 Kosaken. Aus dieser unansehnlichen Wurzel werden Legenden und Sagen emporwachsen, wie sie wohl immer aus der Erinnerung und Phantasie der alten Frauen entstanden sind, aus der Phantasie der Namenlosen und Geringen, die die gewaltigsten Umwälzungen der Geschichte überlebt, ohne von ihrem unbemerkten Platz vertrieben zu werden.

Aber es kann auch geschehen, dass sich andere Zeugen zur Geschichte der Zitadelle melden. Mein vortrefflicher Holsteiner Führer, der ein so feiner Beobachter ist, dass er gleich an meinem Akzent merkt, dass ich Schwede bin, hat kürzlich, wie er mir erzählt, einen anderen Gast hier oben herumgeführt. Es war ein österreichischer Major, ein Pole. Er kam her, um den „zehnten Pavillon" zu sehen; er hatte dort ein Jahr seiner Jugend zugebracht, aber den Pavillon niemals gesehen, denn alle Umzüge geschahen bei Nacht. Nun ging er umher und versuchte sich in den Gängen und Zellen zurechtzufinden, in denen er ein Jahr lang auf sein Urteil wartete, bis er endlich freigesprochen wurde. Aber sein liebster Freund aus der Studienzeit, der zugleich mit ihm dorthin geführt wurde, kam nie lebend aus den Mauern der Zitadelle heraus; er musste statt dessen den kurzen Weg zu den Brennesseln am Weichselstrand gehen und niemals wird man erfahren, ob er in der oft aufgegrabenen Erde oder am Grunde des Flusses ruht. Der holsteinische Soldat folgte dem österreichischen Offizier dorthin und am Fusse des Galgens sank der ergraute Mann aufs Knie und betete für die Seele seines Jugendfreundes. — Das Zeugnis, das der Freund dem Toten ausstellte, kenne ich bloss in der Form, in der es der Soldat wiedergab; ich will keinen Buchstaben daran ändern: „Es war ein Mann, der, wenn er in einem anderen Lande gelebt hätte, hoch in Ehren gehalten worden wäre; hier aber hängten sie ihn."

Man hat eine schöne Aussicht dort oben von den Brennnesseln bei der Alexander-Zitadelle. Man sieht Praga, die grosse Vorstadt und die weiten Ebenen, auf denen Karl X. Gustav und seine schwedischen Truppen drei Tage lang um Warschaus Schicksal kämpften; man sieht die gewaltige Weichsel schlammig und braun, mit wandernden Sandbänken und sumpfigem Strande; die langen, stattlichen Brükken, die die Russen sprengten, als sie besiegt über den Fluss

gingen, dehnen aufs neue ihre geschmeidigen Bogen von Strand zu Strand; bald ist die letzte von ihnen, die Ponjatovski-Brücke, fertig, um wieder für den Verkehr eröffnet zu werden; sie soll Warschau mit der neuen, modernen Gartenstadt verbinden, die für die Zukunft auf der anderen Seite des Wassers geplant ist. Alles sieht im Rauch der Sonne so friedlich aus; man kann von der Zitadelle aus nicht erkennen, dass die eisernen Geländer an den Kais entlang von unzähligen Kugeln der russischen Maschinengewehre durchbohrt sind — dem Abschiedsgruss der Fliehenden.



Die Juden in Warschau.

I.

Das erste Gefühl ist Verwunderung. In einer halben Stunde habe ich mehr Juden gesehen, als vorher in meinem ganzen Leben — und was für Juden! Ein neues Volk, dessen Dasein ich kaum geahnt habe und dessen Züge ich niemals aus allen Schilderungen der russischen Pogrome herauslesen konnte. Für den Fremden drücken sie im ersten Augenblick Warschaus Strassenleben den Stempel auf. Teilweise schon infolge ihrer Zahl. Warschau ist die grösste Judenstadt in Europa. In Friedenszeiten wohnten ungefähr 300 000 Juden dort; gegenwärtig ist ihre Prozentzahl, wie man glaubt, auf etwa 50 Prozent gewachsen. Dazu kommt, dass sie sich mehr auf den Strassen zeigen als die übrigen Einwohner — und schliesslich: man bemerkt sie.

Anfänglich staunt man über sie, nachher muss man lächeln. Es mag für menschenfreundliche Ohren grausam und leichtsinnig klingen, es mag die jüdischen Nationalisten verletzen und beleidigen, aber ehrlich gesagt, es ist unmöglich, der grotesken Komik zu widerstehen, die die Juden umgibt. Ich habe stundenlang dagesessen und sie auf Krakowskie Przedmiescie betrachtet, und sie haben mich belustigt, entzückt und bezaubert. Sie spazieren in Gruppen auf und ab, eifrig diskutierend, geheimnisvoll flüsternd, leidenschaftlich zankend, klein und bleich, schmutzig und unterernährt, aber unermüdlich und voll von unglaublicher Lebenslust, die aus ihren fechtenden Armbewegungen und geistreichen, aufmerksamen Blicken hervorblitzt. Sie machen Geschäfte. Sie verkaufen Zeitungen, sie bieten besudelte und halbleere schwedische Zündholzschachteln feil, sie verlocken dich mit den prachtvollsten Reitpeitschen, den

unglaublichsten Ansichtskarten, den sonderbarsten Insektenpulvern, die zu gebrauchen, sie selbst versäumt haben, und wenn die Dämmerung hereinbricht, spiegeln sie dir flüsternd Genüsse vor, die alle Freuden das Paradieses übertreffen, wenn du dich nur ihrer vertrauenerweckenden Führung überlässt. Sie lauschen deinen Einwänden, deinen kritischen Aeusserungen und Verwünschungen mit einem melancholischen und zweifelskranken Lächeln und gehen mit bewundernswerter Geschmeidigkeit zu neuen Redestoffen über. Wenn du dann in dein Hotel zurückkommst, schenkst du dem Liftknaben ein Meisterwerk von einer Reitpeitsche, das er ohne grössere Ueberraschung entgegennimmt; er hat schon eine ganze Menge, und wenn er das Dutzend voll hat, verkauft er es wahrscheinlich an den talentvollen Strassenverkäufer wieder zurück, der dich überlistet hat — ein neues und schlagendes Beispiel für den Kreislauf der Materie.

Mit was allem kann nicht einer dieser kleinen Juden Geschäfte machen! Ich habe einen mit zwei halbverwelkten Pfingstrosen umhergehen sehen, die wohl ihren Dienst in einem Blumenglas schon getan hatten; es sah aus, als denke er sie als Valuta bei einem grösseren Geschäft dreinzugeben, das er gerade mit einem Glaubensgenossen abschliessen wollte. Zwei Judenjünglinge mit Brillen und roten Bärten, die nie ein Rasiermesser berührt hat, holten aus dem bodenlosen Inneren ihrer Kaftane jeder einen blutigen Hahnenkopf hervor, die christliche Verschwender wahrscheinlich auf einen Abfallhaufen geworfen hatten; für ihre Blicke eröffneten sich natürlich endlose Perspektiven für ein Geschäft, während sie sachkundig ihre Schätze befingerten; die Purpurkämme verschwanden aufs neue in den tiefen Taschen und die weiten Stiefel setzten sich mit weiten und hoffnungsvollen Schritten in Trab. Wie wenig ist nicht nötig, um ihrem Leben Inhalt und fieberhafte Spannung zu verleihen! Der-

jenige, der des Morgens einen durchlöcherten Schuh findet, hat dadurch den Ausgangspunkt zu einem tagelangen Schachern, und hatte er das dämonische Glück, abends das durchlöcherte Gegenstück zu finden, so schläft er in einem Rausch von Seligkeit ein — als Aladin des Ghetto, der im Traum schon Bankier und Millionär ist.

Man lacht unwillkürlich, leichtsinnig und dumm, wie das Gelächter der Menschen so oft ist. Nachträglich, wenn man anfängt nachzudenken und zu verstehen, dann verliert man die Lust zum Lachen. Man begreift, dass die Juden nach den verwelkten Pfingstrosen und den halbverfaulten Hahnenköpfen, nach Schmuggel und Kuppelei ebenso greifen, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm. Was sollen die armen Schlucker tun? Zu körperlicher Arbeit haben sie seit Jahrhunderten die Lust und Kraft verloren; von der Erde waren sie ausgeschlossen, die Fabriken sind im grossen und ganzen für diese fanatisch rechtgläubigen Ostjuden unzugänglich, da sie unter keiner Bedingung arbeiten, wenn ihr Schabbes am Freitag nachmittag anfängt. Sie haben sich auf einige leichtere Handwerke geworfen; so sind z. B. alle Glaser Juden — sie arbeiten in gewissen Heimindustrien für Hungerlöhne, aber im grossen ganzen sind sie auf Geschäfte angewiesen, die in Russland und Polen mit den unzähligen Zwischenhändlern und Hausierern und dem ewigen Schachern auf dem primitivsten Standpunkt stehen geblieben sind. Die schändliche russische Judenpolitik hat sie mit brutaler Sicherheit und Kraft getroffen; indem man die Juden von den östlichen Bezirken vertrieb und in dichten Scharen in den westlichen polnischen Distrikten zusammenbrachte, hat die russische Regierung sie in eine Notlage versetzt: als eine relativ dünne Bevölkerungsschicht könnten sie existieren, wenn aber ihre Zahl auf 50 Prozent steigt, so konkurieren sie einander zu Tode und werden in immer tieferes Elend hinabgedrückt. Die Angst vor den

Pogromen wirkt in der gleichen Richtung: wenn sie sich in den Städten zusammenscharen, wird wenigstens der Massenmord eine technische Unmöglichkeit; es gibt zahlreiche polnische Städte, die reine Judennester sind und in denen die Juden 50, 60, ja bis zu 90 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Dort schweben sie zwischen Leben und Tod. Ihre Stellung erinnert an die klassische Notiz über die Orkney-Insulaner in einem alten englischen Geographiebuch: „Die Einwohner verdienen ihren kargen Lebensunterhalt, indem sie gegenseitig ihre Kleider waschen — by washing one anothers clothes". Allerdings fristen die Juden ihr Dasein nicht gerade durch ständiges Waschen, sondern viel eher dadurch, dass sie unter einander mit ihren schmutzigen Lumpen schachern. Dass es auf diese Art trotzdem geht — es leben 2 Millionen Juden in Polen — gehört zu den vielen Rätseln der Nationalökonomie.

Will man aber etwas von dem Leben der Ostjuden kennen lernen, so muss man die Judenquartiere, die Ghettos der Gross-Stadt besuchen — dort stirbt das letzte Lächeln auf den Lippen. In den engen, gewundenen, schmutzigen Strassen wimmelt es so gut wie zu jeder Tageszeit von Mensen; es ist wie ein Ameisenhaufen, in dem sich die Unruhe niemals legt. Es ist, als lebten die Juden auf der Strasse, ihr Leben ist ein unablässiges Wandern, ein endloses Gespräch, ein endloses Abschliessen von kleinen Geschäften. Man kann sich des einen entsetzlichen Eindruckes nicht erwehren: das ist ein Volk von Faulenzern und Tagedieben, ein Volk, das die harte Arbeit nicht kennt, das ganze wirkt wie Ungeziefer, wie sinnlos krabbelndes Ungeziefer. Mit einem Blick versteht man alle Schändlichkeiten der Pogrome, die rohe Reaktion der Fäuste und der Reitpeitsche und den schonungslosen Boykott der Polen, und man versteht das alles mit einem Schauer von Schrecken, Mitleid und Gewissensbissen. Das sind die Instinkte, die Hobbes

mit grausamer und sachlicher Kargheit in das böse Wort zusammenpresste: homo homini lupus.

Obwohl jedoch die Strassen voll sind, sind auch die Häuser vom Dach bis zum Keller mit Menschen vollgepfropft. In diesem Durcheinander gewundener Labyrinthe können bis zu fünf Höfe hintereinander liegen. Es gibt ein solches „Haus", in dem 3000 Juden wohnen und ein deutscher Offizier versichert mir, dass dort nur zwei Aborte zu finden sind. Auf den Gesundheitszustand kann man dann selbst schliessen; von den Flecktypusfällen, die ausnahmslos im Zusammenhang mit den Läusen stehen, kommen 90 Prozent auf die Juden und die ganze Rasse scheint dagegen geimpft zu sein: der Prozentsatz der Sterblichkeit ist bei den Juden ungeheuer niedriger als bei den Christen.

Es ist nicht ganz einfach, eigene Betrachtungen in den Judenvierteln anzustellen. Wenn ein Wagen der Kommandantur durch die Strassen donnert, so scharen sich alle die Beschäftigungslosen in schwarzen Haufen zusammen; wirft man eine Frage in den Haufen, so flimmert es einem vor den Augen von den fechtenden Armen, die Luft füllt sich mit Lärm und Geschrei, die Antworten kreuzen und überschreien einander, es kann aussehen wie eine Rauferei, ungefähr wie wenn man ein Stück Brot in einen Ententeich wirft. Kriechende Untertänigkeit, ungehemmte Neugierde, hoffnungsvolle Geschäftigkeit machen sie nervös, ja beinahe ausser sich vor Erregung, beim Anblick der hochgewachsenen Herrscherrasse in Uniform. Sie wagen sich bis zum Wagen heran; sie wissen schon, dass diese seltsamen und strengen Offiziere die komische Eigenschaft haben, ihnen weder ins Gesicht zu spucken, noch sie von sich zu stossen. Betritt man einen Hof, so strömt die ganze Schar hinter einem drein und man steht mitten in einem aufrührerisch wogenden Meer mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Unsicherheit, das sich bald zum Jucken verdich-

tet. Man tut am besten daran, ein paar kräftige Makabäer zu dingen, die den Eingang während des Besuches sperren — dann entwickelt sich das Ganze zu einer regelrechten Belagerung und der Heldenmut der Angreifer entlädt sich in dumpfen Schlägen gegen das Tor. Will man dann eine richtige Dummheit begehen, so kann man es machen wie ich, als ich wieder auf der Strasse stand: nämlich seinen Geldbeutel herausnehmen, um den Verteidigern des Tores ihren wohlverdienten Lohn auszuzahlen. Mit einem Geschrei von Hunger, Hoffnung und Verzweiflung warf sich der Haufen über mich; die Frauen mit ihren unheimlichen, rotbraunen Perücken, die sie am Hochzeitstag anlegen, nachdem sie sich ihr Haar abrasiert haben, streckten mir ihre weinenden Kinder hin, scheltende und puffende Männer erklärten mir ihre einzigartigen Verdienste für den glücklichen Ausgang der Expedition und verringerten nach Kräften die ihrer Mitbewerber — es war ein heisses, wildes, flackerndes Bitten, eine Flutwoge, die mich verschluckt hätte, wenn sich nicht das Gespann vor dem Wagen und die knallende Peitsche des Kutschers zu meiner Rettung einen Weg gebahnt hätten. Der ganze kleine Auftritt hatte die für das Ghetto so typische Stimmung: Komik, die zu Schrecken und Mitleid erstarrt.

Sieht man durch ein zerschlagenes Fenster hinab in eines der schwarzen, von Feuchtigkeit triefenden Kellerlöcher — die allerelendesten sind von der deutschen Militärverwaltung schon ausgeräumt und abgesperrt worden — so kann man sehen, wie sich ein bleiches, majestätisches Moseshaupt, mit schönen, hohen Schläfen unter den dünnen und schmutzigen Locken von einer aschgrauen Decke abhebt; der abgemagerte Körper ist mit Lumpen bedeckt, eine zerschlagene Glasflasche mit Wasser steht neben ihm auf dem Boden; wie mein Schatten die Dämmerung dort unten verdunkelt, wendet sich langsam, langsam das müde Haupt und ein schwar-

zer, unergründlicher Blick aus den eingefallenen Augenhöhlen begegnet dem spähenden Fremdling. Was will der dort oben, der Unbekannte, aus einem unbekannten Land; wohl etwas Böses, er wie die anderen? — Seit Jahren hat er dort auf dem Kellerboden gelegen, einer der unzähligen und namenlosen Elenden des Ghettos, er hat die Gewitter der Kanonen und das trockene Geknatter der Maschinengewehre gehört, seine Brotstücke sind noch kleiner und seltener geworden als vorher — ahnt er etwas von dem Grossen, das geschehen ist, versteht er, dass ein Lichtstrahl bei seinem unglücklichen Volk eingedrungen ist, dass die Gefängnismauern gesprengt sind, dass der Kampf gegen Dunkelheit, Erniedrigung und Schmutz begonnen hat? — Wie ich sein Haupt sehe, grau gegen grau, umgeben von brütendem Dunkel, hat es eine Rembrandtsche Schönheit: aus Armut und Sorge, aus Lumpen und Verwahrlosung leuchtet doch eine geheimnisvolle, seelische Ausstrahlung von menschlicher Grösse; die schmutzige Stirne weist einen Adel der Linien, der nicht lügt, und den Jahrhunderte des Ghetto-Elends nicht zerstören konnten.

Geht man in eine dieser Kellerwohnungen hinab und lässt das Auge sich an das Halbdunkel gewöhnen, so entdeckt man, dass der ganze Raum von Kindern wimmelt: 4, 6, 8, 10, 12 — man hat kaum Zeit, all die kleinen, bleichen, schwarzen Wesen zu zählen, ein paar liegen auf dem Boden, eines sitzt auf einer Komode, man hat das Gefühl, dass man, wenn man eine Schublade herausziehen würde, auch dort ein paar von den armen Würmern finden könnte. Sie sind alle stumm, man hört kein Geschrei, kaum ein „Mame“ oder „Tate“. Die Fruchtbarkeit wird bei diesen hungernden Ostjuden hoch in Ehren gehalten und noch heute besteht das altisraelitische Gebot, dass die kinderlose Ehefrau verstossen wird. Dieses Volk ist wie das Unkraut: es kann niedergetreten, aber nicht ausgerottet werden.

Ueber diese ohnehin schon so armseligen Judenviertel ist die Kriegsnot mit neuen brennenden Wunden und neuen, noch bittereren Tränen hereingebrochen. Aber zugleich sind frische Kräfte in Bewegung gekommen. Die deutschen Uniformen der Offiziere und Beamten tauchen in dem Gewirr der engen Strasse auf, deutsche Aerzte, jüdische wie christliche, machen sich im Ghetto heimisch, lauschen den Erklärungen der Rabbiner und den Klageweisen der Frauen; Krankenschwestern, barmherzige Schwestern und Lehrerinnen folgen ihrer Spur, neue Einrichtungen wachsen empor, neue Vorschriften werden durchgeführt. Das ist wie Wassertropfen auf einen glühend heissen Stein; das Grosse liegt noch nicht in Ergebnissen, das Grosse, Zukunftsreiche und Revolutionierende besteht darin, dass sich die Grundsätze der Ordnung, des Verantwortungsgefühles, der Fachkenntnis und des guten Willens zum erstenmal den Weg in den verwachsenen, schlammigen Sumpf bahnen. Ich werde nie die Wanderungen vergessen, die ich zusammen mit einem deutschen Offizier unternahm, einem Politiker jüdischer Abstammung, der sich an der Front sein Eisernes Kreuz 1. Klasse geholt hatte und jetzt mit der Klugheit und dem Herzen eines Mannes der Lösung jener Aufgaben sich widmete, die die Ostjuden der deutschen Verwaltung stellen.

Es gibt Kinderheime für die jüdischen Gassenbuben, die etwas ganz anderes sind, als das, was wir Gassenbuben nennen. Es sind kleine Jungen aller Altersklassen von 4 oder 5 Jahren aufwärts, sie haben keine Eltern oder sie haben ihre Eltern verloren, oder diese sind während des Krieges geflohen, oder die Jungen sind ihnen selbst weggelaufen. Sie wohnen auf den Strassen, sie schlafen in den Rinnsteinen, sie essen, was sie im Schmutz finden oder was ihnen zugeworfen wird, oder was sie auf dem Markt erreichen können; viele von ihnen sind beinahe nackt; sie sterben wie Fliegen, keiner frägt danach, ob eine Droschke über sie weggeht —

wie könnte man ihre kleinen, heiseren Stimmen in den Lautmassen des Ghettos unterscheiden, wer kann sich darum kümmern, ob sie nach Brot schreien, denn denselben Ruf hört man aus all den engen Höhlen, in denen die Eltern ihre Kinder hungern sehen und versuchen, sich zu betäuben. Sie gleichen am ehesten den herrenlosen Hunden auf den Strassen des einstigen Konstantinopel, und wenn die Sonne auf ihre schwarzen, zottigen Locken scheint, auf ihre grindigen, von Ungeziefer zerfressenen, kleinen Körper, wenn sie eine verfaulte Zwiebel gefunden oder einen Kopeken in der Luft aufgefangen haben, dann sind sie glücklich wie Tiere. Die Strasse ist voll von Abenteuern und Vergnügungen, das sind ihre Dschungeln, in denen sie jagen; die Strasse lockt und zieht an, und es gibt solche, die die reinen Kleider, den Kamm und die Bürste und die Seife ihres Kinderheimes, die hübschen, kleinen Eisenbetten, das freundliche Streicheln der Lehrerinnen, die schwarzen Tafeln und ausgestopften Tiere der Schulsäle verlassen — um zurückzukehren zu den Strassen und Schlupfwinkeln, zu dem inhaltsreichen Wasser der Kloaken und dem harten Nachtlager in den Türeingängen, zwischen lebendigen Ratten. Jetzt sitzen sie hier auf den Bänken, mit den kleinen, platten Judenmützen auf dem Kopf, wie die gute Sitte es verlangt, mit verschlagenen, schwarzen Augenperlen, und lernen, was Igel auf Hebräisch und auf Jiddisch heisst — wie kleine, wilde Tiere, die gezähmt werden sollen.

Dann gibt es ein Heim für die Kranken, Entkräfteten, Alten und für die Flüchtlinge, eine grosse und mustergültige Einrichtung. Welch unendlich vielstimmiger Chor von Leiden! Wie unzählig, wie unerschöpflich sind nicht die menschlichen Schmerzen, wieviel Blut, Eiter und Tränen strömen nicht aus dem russischen Riesenleib, der jetzt mit dem Schwerte geöffnet wurde. Das taubstumme, blinde Mädchen ahnt die Nähe der Pflegerin, tappt in der Luft

umher, findet die Hand und führt sie zu ihren Lippen, sie drängt sich an den Arm mit einer unbeschreiblichen Geste von animalischer Ergebenheit, mit einer Ahnung von Glück und Seele in dem toten Gesicht — ein ergreifendes Symbol der wortlosen, von aller menschlichen Gemeinschaft abgesperrten Not, die doch in ihrem Abgrunddunkel die milde Wärme der Barmherzigkeit empfunden hat. Sie hat etwas gelernt, sie kann sticken, sie lebt als ein Mensch unter Menschen. — Der Sonnenschein fällt über lange Reihen von Betten, in denen alte Greise vieltausendjährige hebräische Gebete lallen; ein mehr als hundertjähriger, weissgelockter und gebückter Patriarch nähert sich, schaut prüfend hinauf in das Gesicht des Fremden und küsst demütig seine Hand, bevor ich es zu verhindern vermag. Frauen ohne Gesichtszüge, zerstört von Krankheiten, massakriert von Granaten in den brennenden Dörfern, Paralytiker, Geisteskranke, Krüppel, Kretins mit Köpfen wie Pumpen, ein Tamule, der ewig melancholisch dahinbrütet und kein anderes Lebenszeichen von sich gibt, als dass er manchmal eigentümliche Steppenlieder singt; pauvres honteux, die mit zitternden Fingern die Blätter in den hebräischen Weisheitsbüchern umwenden und mit erstarrenden Gehirnen über die 77 spinnfaden-feinen Unterscheidungen der Talmuddeuter nachgrübeln; Idioten, die mit strahlenden Augen ihre Jakken aufmachen und die reinen, weissen Hemden und die Brust ohne den Biss einer Laus herzeigen, die einstens reiche, jüdische Frau, die hier gelähmt und immer bereit zum Weinen liegt seit jener Schreckensnacht, da die Russen ihren Laden plünderten und sie hinaus auf die Landstrasse jagten; die Familien der Flüchtlinge zusammengedrängt in engen Räumen, aber sauber und satt; und endlich Gott sei Dank! auch die Kinder, die spielenden, lachenden Kinder, die jetzt die Herrlichkeiten der Fröbelschen Pädagogik kosten dürfen; sie flechten

prächtige Papierkörbe und zeichnen mit farbigen Bleistiften Sonnen- und Glockenblumen und kleine, hübsche Häuser, singen Lieder vom Fuchs und der Gans und vom Rotkäppchen und sind gedankenlos, glücklich und unartig, genau wie die blonden Kinder im Stockholmer Kindergarten. — Wie erquickend ist es nicht, in den Schulen zu stehen und die bunten Wandtafeln anzuschauen. Ein Segen für die Kinder, ein Segen, dass die Welt mit jedem Auge, das sich dem Licht auftut, neu anfängt.

Ich werde nie Sekcja bezdomnych zydów vergessen, die Abteilung für die heimatlosen Juden, Schronisko, das Heim für Obdachlose. Niemals auch das junge, schöne Judenmädchen, schlank und edel gewachsen, im Baumwollkleid der Krankenschwestern und der weissen Schürze, mit den schwarzen Sternen der Augen und der reinen, strahlenden Stirne. Die Kretins wollten ihre Hände fassen, die alten Frauen erhoben sich aus ihren Betten und folgten ihr mit den Blicken, Tränen und Lächeln erglänzten, wo sie ging, selbst die verwahrlosten Knaben, die zur Russenzeit in den Gefängnissen sassen, grüssten sie mit verlegener Ergebenheit. Wie seltsam, wie überwältigend wirkte ihre Gestalt in dieser Umgebung, zwischen all den Verkümmerten und Verstümmelten, allen Kranken und Hässlichen und Unheimlichen — wie eine himmlische Botschaft, ein Zeichen des Gelübdes und der Hoffnung wanderte sie umher, und man musste sie preisen, weil sie gerade hier war, und weil sie so schön war, eine Lilie von Saron, eine liebliche Rahel. Es war, als wolle sie verkünden, dass Ordnung, Vernunft und Barmherzigkeit in einem heimlichen und ewigen Zusammenhang mit Gesundheit und Schönheit stehen, dass alles, was das Leben erlöst und bewahrt, man mag es nun Pflicht oder Arbeit oder Güte nennen, ein Ausfluss jener Kraft ist, für die wir Menschen kein schöneres und wahreres Wort gefunden haben als Liebe. „Von der Liebe, die durch die Welt geht“,

und die sie in den verborgenen Tiefen zusammenhält, fiel ein Strahl in das Dunkel des Ghettos und die Seele des Fremden. In Wahrheit, das war Schronisko, das Heim der Obdachlosen, in dem von den Wogen des Weltkrieges überfluteten Warschau!

II.

Der Uneingeweihte, der die materielle Notlage der Juden betrachtet und über ihre niedrige Stellung erstaunt, bildet sich leicht ein, dass diese Menschen in dumpfer Gleichgültigkeit leben und durch Hunger und Schmutz geistig gelähmt sind. Das ist ein grosser Irrtum. Das geistige Leben ist so intensiv im Ghetto, wie kaum irgenwo anders. Diese Juden, die nicht fest im Boden wurzeln, strecken ihre Aeste nach allen Seiten hin aus und fiebern in Begriffen, Dialektik, Träumen und Plänen, Studien und Gelehrsamkeit; die Muskeln schwinden, die Gehirne arbeiten überangestrengt, nervös und erhitzt. Von einer geistigen Blüte kann man nicht sprechen. Denn was sind das nicht für bleiche, kraftlose, seltsam gewundene Schösslinge, die sich im Kellerdunkel des Ghettos umeinander schlingen; die intellektuelle Hypertrophie ist bei den Juden ganz einfach ein Zeichen der geistigen Ungesundheit, des Mangels an Gleichgewicht. Wenn sie in den Strassen der Judenviertel, mit den langen Aermeln der Kaftane fechtend, umherwandern, dann gleichen sie Windmühlen, die mit wahnsinnig hastigen Flügeln mahlen.

Am leichtesten lässt sich dies bei den streng Rechtgläubigen feststellen. Man braucht nur in eine ihrer zahlreichen Schulen, in eine Chederschule zu gehen. Dort steht man in einem engen, schwülen Raum und schnappt nach Luft, um-

geben von einem Gewimmel von jungen Juden, mit roten, geschwollenen Augen und roten und schwarzen Bartansätzen als Rahmen um die bleichen, ungesunden Gesichter. Sie sitzen, stehen oder liegen halb gebeugt über einem Tisch, indem sie ununterbrochen auswendig gelernte Sprüche plappern oder sich um die hebräischen Schriftzeichen in einem schmutzigen Folianten oder auf einem losen Blatt zusammendrängen und das Ganze klingt in deinen halb betäubten Ohren wie eine Beschwörung in der Hexenküche. Was hat das alles für einen Sinn? Sie übersetzen aus dem Hebräischen ins Jiddische, d. h. in den Jargon, der gar kein Jargon ist, sondern die Muttersprache der Ostjuden. Die Jüngeren sind mit den fünf Büchern Mosis beschäftigt, die Aelteren sind schon beim Talmud angelangt; die Begabtesten und Ehrgeizigsten befassen sich bereits mit den Kommentaren zum Talmud und in einer lockenden Zukunft werden sie bis zu den Kommentaren der Talmudkommentare vordringen. In diesen dunklen, unhygienischen Räumen, denen fast jeder Schimmer einer Einrichtung fehlt, sind sie von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends mit nur ein paar Stunden Rast zusammengepfercht, ohne Unterbrechung oder Ruhe, ohne Lehrer, ohne Ferien, ohne Unterrichtssystem, und so treiben sie es von ihrem 9. bis zum 15. Jahre. Und was lernen sie bei diesen rastlosen eigenen Studien auswendig? Man kann sie ruhig fragen — mit etwas gutem Willen begreift man etwas von ihrem Jiddisch und sie verstehen fast alle ein wenig deutsch. An dem Tag, an dem ich die verschiedenen Schulen besuchte, befasste man sich in allen mit dem gleichen Texte im Talmud. Er handelte von einem Huhn. Das Huhn hatte am Schabbes ein Ei gelegt. Mit Leichtigkeit wurde festgestellt, dass es einen Sabbatbruch begangen hatte. Es hatte gearbeitet, das sündige Wesen. Jetzt aber kommt erst das eigentliche Problem: kann sich ein Rechtgläubiger mit dem Ei befassen,

darf er es anrühren oder eventuell aufessen? Keineswegs: das Ei ist unrein. Voller Unruhe frägt man sich, ob das Ei auch vernichtet werden muss — in diesen knappen Zeiten des Aushungerungskrieges würde man es nicht ohne Wehmut verschwinden sehen. Zum Glück geht aus den besten Talmudskommentaren mit vollkommener Unzweideutigkeit hervor, dass das Ei gegessen werden kann, wenn der Sabbath vorüber ist; man atmet erleichtert auf.

Wieviel Scharfsinn und Logik, welche unendliche Gelehrsamkeit verbirgt sich nicht in den wundersamen Labyrinthen der Talmudwissenschaft. In dem vergitterten Bücherschrank dort werden die uralten Bände, die Zeugen der Arbeit unzähliger Generationen von Schriftgelehrten aufbewahrt; aber nicht nur die Bücher, sondern auch die zerrissenen und zerlesenen Blätter, jedes Stück Papier, auf dem man noch einen einzigen Buchstaben erkennen kann, einen von den Ojssjes, den heiligen und geheimnisvollen, die Jehova 974 Menschenalter vor Erschaffung der Welt erfunden hat und die auf seinem Arme wie „schwarze Flammen gegen das weisse Feuer“ geschrieben standen. Die Schrift ist für die Juden heiliger, als die Fahne für die Soldaten; sie ist Vaterland, Religion, Geschichte, das Gefäss des Göttlichen: die zerlesenen Bücher dürfen nie zerstört werden, sie werden zuletzt auf eine Bahre gelegt und feierlich im Friedhof begraben; auf die gleiche Weise verfährt man mit den Pergamentrollen des Buches Thora, wenn sie bei einem Pogrom oder bei Kriegsunruhen durch fremde Hände besudelt wurden.

Wie ergreifend ist nicht dieser blinde Kultus des Wortes und der Schriften, wie wirklichkeitsfremd und fanatisch! Ich blättere auf gut Glück im Talmud und bitte einen der Jünglinge meiner barbarischen Unkenntnis zu helfen. Er übersetzt. Zwei Juden kommen mit einem Mantel streitend zum Rabbiner und behaupten beide, dass sie ihn gefunden

haben; der Rabbiner gibt jedem seine Hälfte. Kann der Gegenstand nicht geteilt werden, so verkauft er ihn und verteilt die Summe. Nun aber kommen zwei andere Juden; der eine sagt, er habe den Mantel allein gefunden, der andere aber sagt: ich war auch dabei, als der Mantel gefunden wurde — der Rabbiner gibt dem Ersten drei Viertel des Mantels, dem Zweiten ein Viertel. Ich bewundere die mathematische Schärfe des Gedankenganges und ich frage den Jüngling, ob die Juden auch wirklich zum Rabbiner gehen, was der Talmud ganz unschuldig voraussetzt. Mit einem stillen und stolzen Lächeln des Triumphes neigt er das Haupt: ja, sie gehen zum Rabbiner, das ist wirklich wahr. Die Streitigkeiten der Juden untereinander kommen selten weiter. Ich denke mit ein wenig Mitleid an die Arbeitslast des Rabbiners; die unglaublichsten Wertgegenstände werden auf Warschaus Strassen gefunden und nie gehen die Juden allein. Denke dir: einen und einen halben Hahnenkopf und fünf Juden mit verwickelt abgestuften Ansprüchen; wenn du das Problem richtig lösen kannst, so werde Talmudprofessor, Rosch-Jeschiwo in Kowno oder Wilna, dem Jerusalem der jüdischen Gelehrsamkeit!

Ein gelehrter Rabbiner zu werden, das ist der Traum, der vielen von den Jünglingen hier vorschwebt. Wenn man mit der Chederschule fertig ist, kommt man an eine der vielen Universitäten, Jeschiwo; die in Kowno gehört zu den berühmtesten. Tag und Nacht liest der Studierende und vergräbt sich in die Auslegungen des Talmud, um zu erraten, was die gelehrten Toten gedacht und gemeint; von wissenschaftlicher Schulung im modernen Sinn bekommt er niemals eine Ahnung, nicht einmal das Hebräische wird als philologisches Studium betrieben. Es sind Forschungen ohne Anfang und ohne Ende, und sie werden nicht bloss von angehenden Rabbinern betrieben, sondern auch von wissensdurstigen Männern, die schon Familienväter sind. Die

Achtung vor der Gelehrsamkeit geht bei den Juden tief. Die barbarische, weltfremde Scholastik des Mittelalters treibt üppige Schösslinge bei den Ostjuden, mitten in unserer modernen Zeit; nur dass sie hier unendlich weniger systematisch und philosophisch ist, als die mittelalterliche Spekulation jemals war.

Die Chederschulen haben oft ihre Räumlichkeiten in den Gebethäusern, in der Synagoge. Welchem fanatischen Anblick begegnet man dort! Es wird gemurmelt, laut gebetet und gestikuliert; die Köpfe mit den merkwürdigen Gebetbinden wiegen im Takt zu den hebräischen Rhythmen, die schwarz-weissen Wollmäntel, die die Andächtigen über den Oberkörper geworfen haben, flattern, und wenn ein Vorbeter plötzlich auf einen Fuss-Schemel steigt, und das Gebet für die Toten beginnt, ruft die ganze Versammlung in gleichmässigen Zwischenräumen Amen — in meinen Ohren klingt es wie mei. Die wiegende Bewegung aller Körper schmilzt mit dem einschläfernden Gemurmel zusammen und einen Augenblick lang ist es mir klar, was dieser Gottesdienst eigentlich ist: Betäubung, Einschläferung, Opium gegen Sorge und Not, endlose Wiederholung, Zeitvergeudung und Nichtstun, die den Charakter der Frömmigkeit angenommen haben. Und die Studien des Talmud sind auch nichts anderes: sie sind eine Flucht von allen Aufgaben und Problemen hinüber in eine Welt der Vorstellung.

Aber mitten in diesem vernunftlosen, mechanischen Wirrwarr der Synagoge und Chederschule kann man, wenn man darauf hört und genau zusieht, etwas Neues, Erstaunenerweckendes entdecken: zwei Jünglinge sitzen zusammen auf einer Bank, geben einander Frage und Antwort, unterhalten sich miteinander über den Text, und ihre schwarzen Nägel deuten auf die Zeilen, Worte und Buchstaben. Kannst du erraten, was das ist? Das ist der erste kleine Samen einer Reform der jüdischen Schule. Die Herren mit den

deutschen Uniformen, die eine unerklärliche Leidenschaft haben, sich in alles zu mischen, die anfangen die Küchen, Kinderheime und Krankenkassen im selben Augenblicke zu untersuchen, in dem die Front vorgeschoben ist und die Gewitter der schweren Artillerie in einer Entfernung von einer Meile donnern — diese unerbittlichen Weltverbesserer haben auch die Chederschulen besucht, und nachdem sie das Auswendiglernen belauscht haben, haben sie mit machtphilosophischer Brutalität erklärt: das taugt nichts, ihr müsst wenigstens verstehen, was ihr lest, und wenn ihr keine Lehrer habt, so müsst ihr wenigstens einander gegenseitig abhören und prüfen. Und die Juden gehorchen. Sie ahnen wohl schon, dass eine grosse Umwälzung im Anzug ist, dass das Talmudstudium, ja der ganze Unterricht, vom Anfang bis zum Ende umgeschaffen werden wird, dass gelehrte Herren schon dasitzen und über das Problem nachgrübeln: ein modernes Schulwesen für die Ostjuden. Was die Juden davon denken, ist schwer zu erraten. Der eine oder andere von ihnen erinnert sich vielleicht daran, dass sich die Russen ihrerzeit auch für die Chederschulen interessierten; sie gaben eine Verordnung heraus, die jeden Unterricht in Realien und — im Rechnen verbot. Sie träumten wohl, durch diesen Handstreich arithmetische Siege über die jüdischen Kaufleute zu erringen, aber wahrscheinlich irrten sie sich. Ist man schwach im Zusammenzählen, so kann man sich nämlich auf zweierlei Art verrechnen: so, dass man verliert, und so, dass man gewinnt. Und es ist nicht wahrscheinlich, dass den Juden der gesunde Instinkt fehlt.

Die Chederschulen sind, wie die meisten polnischen Juden, chassidistisch. Chassidim, die Frommen, bilden überhaupt die herrschende, religiöse Richtung bei den Ostjuden, in Polen und Galizien, im südwestlichen Russland und in Rumänien. Der Gründer des Chassidismus war Rabbi Israel Baal-Schem, meistens Bescht genannt, der, geboren

im Jahre 1698 an der polnisch-rumänischen Grenze, ein Philosoph und Wundertäter, ein Mystiker und Heiliger im höchsten und reinsten klassischen Stile war. Die Liebe zur Natur trat bei ihm schon in der Kindheit hervor und trieb ihn dazu, gegen die Schulordnung und Autorität Aufruhr zu machen; als Mann lebte er im Hochland der Karpathen und die tiefen Wälder, die dröhnenden Wasserfälle und grünenden Täler schenkten dem grübelnden Wanderer seine Eingebungen. In einem Brief an seinen Schwager in Palästina aus dem Jahre 1747 entwarf er zum erstenmal die Grundlehren des Chassidismus. 1760 starb er und seine letzten Worte an seine Jünger sind erfüllt von dem jubelnden Optimismus und Selbstbewusstsein des Propheten: „Beweint mich nicht — ich gehe durch eine Türe hinaus und durch eine andere hinein — beweint Euch selbst, denn Euer Verlust ist unermesslich". Bei Bescht dringt mitten unter den Prüfungen der Diaspora ein Strom von Siegesgewissheit und froher Gottesergebenheit empor ans Licht. Er war Demokrat und Optimist, und man kann an Grundtvig denken, wenn man sein Evangelium eines Gottesdienstes in Freude und nicht in Tränen liest. Er wandte sich nicht nur gegen das Fasten und die Askese, gegen die ganze Düsterkeit der Kabbala, sondern auch gegen die trockene, verknöcherte Gelehrtenaristokratie und die tote Dogmatik des Thora- und Talmudstudiums; Gott muss man mit der Seele dienen und nicht mit den Lippen; die frommen Wundertäter Zaddikim, sind nicht die, die alle Schriften gelesen haben, sondern die, die sich in innigem Gebet, in exstatischem Gefühl mit Gott vereint haben. Denn Gott ist überall; die Wälder, Berge und Felder sind bloss das Gewand des Ewigen, er wirkt auf den Menschen ein, und der Mensch kann durch das Gebet auf Gott einwirken. Alle menschlichen Gedanken, Gefühle und Handlungen üben ihren Einfluss durch alle himmlischen Sphären hin aus.

Es ist leicht zu erkennen, dass die historischen Quellen des Chassidismus im Neuplatonismus liegen, den Bescht durch die Kabbala kennen lernte; er gehört zu den romantischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, seine Korrespondenzlehre erinnert an Swedenborg, sein Pantheismus und seine Lehre von der Unzerstörbarkeit der wirkenden Seele an Goethes und Schellings Spekulationen.

Das Merkwürdige an der geistigen Geschichte der Ostjuden ist, dass die romantische Mystik bei ihnen der Aufklärung vorausgeht; Bescht ist älter als die ganze kritisch-rationelle Strömung, Haskala. Und das Tragische ist, wie Martin Buber gezeigt hat, dass die seelische Befreiung innerhalb der nationalen jüdischen Kultur bloss von den unterdrückten, mit Füssen getretenen Ostjuden erlebt wurde, während die materielle Befreiung nur für die westlichen, überall zerstreuten, nationalitätslosen Juden zur Wirklichkeit wurde. Im Ghetto des Ostens ist der Chassidismus im Sand zerronnen. Die tiefe Mystik, das frische, starke Naturerleben, die ihrer Kraft bewusste Weltfreude sind verkümmert. Das Judentum ist wieder zu ängstlicher Sklaverei unter dem Gesetze zusammengeschrumpft, zu mechanischer Buchstabengelehrsamkeit; die chassidistischen Gebethäuser und Schulen sind ebenso tot und schwül, wie irgend welche anderen. Von dem Widerspruch gegen die Gelehrsamkeit ist nichts anderes übrig geblieben, als der formlose Glaube an den wundertätigen, frommen Zaddikim; zu ihm wallfahrtet man mit seinen Gebeten und Geschenken und seine Wunderrabbiner in Gora-Kalvaria bei Warschau, vor allem die galizischen Wunderrabbiner, leben in Pracht und Herrlichkeit mit einer Hofhaltung, die an die katholischen Kirchenfürsten vergangener Zeiten erinnert. Bei den Jungen ist das Ansehen des ganzen entarteten Chassidismus im Abnehmen; sie wenden sich von Zaddikim ab; aber bei den nationalistischen und zionistischen Denkern ist noch der

Traum von einem neuen, gereinigten und vertieften Chassidismus in Beschts eigenem Geiste als eines wirklichen Gliedes der jüdischen Wiedergeburt lebendig. Schon Hess, der Hegelianer und Bahnbrecher des Zionismus, wies 1862 auf den Chassidismus als einen Hauptfaktoren der volkstümlichen jüdischen Kultur hin; in der gleichen Richtung bewegen sich der Dichter Perez in seinen chassidistischen Novellen und der Forscher Martin Buber.

Solche Träume, Pläne und Hoffnungen erfüllen die Geister aller der Juden, die jetzt im Ghetto des Ostens schmachten und nicht mehr länger in einem naiv gläubigen Verhältnis zu den Gebeten und Buchstaben der religiösen Orthodoxie stehen. Davon erzählen jene Zeitungen, die auf Jiddisch gedruckt werden, aber in hebräischen Buchstaben und deshalb auch ein Rätsel für den bleiben, der notdürftig den sogenannten Jargon zu verstehen gelernt hat; davon wird in den Klubs und Diskussionsvereinen, die unzählig sind wie der Sand am Meere, gesprochen und geredet, das wird auf den Zusammenkünften gepredigt, auf den Strassen besprochen und auf dem Markt kritisiert. Die national gesinnten Westjuden, die ihre Blutsverwandten nicht vergessen haben, bringen in die Diskussion die letzten Schlagworte, Probleme und Begriffsbestimmungen der deutschen Psychologie, Philosophie und Geschichtsforschung mit hinein und die kleinen, bleichen Juden greifen mit blanken Augen und nervös zuckenden Gesichtern nach den köstlichen Losungsworten, bilden sie um, schleifen sie ab und ballen sie zusammen. Sie grübeln über die Lehren der italienischen Renaissance im Sinne der Erweckung des jüdischen Volkes nach, sie deuten die seelischen Geheimnisse des Ghettos mit Hilfe von Freuds Traumtheorien, sie stellen den bedeutungsvollen Unterschied zwischen Judentum und Judenheit fest, sie vergleichen die methaphysischen Voraussetzungen des Kapitalismus mit den historischen Wurzeln

des Judentums — es ist ein feines Spinngewebe von Abstraktionen, verwickelt wie der Talmud und gestützt durch endlose Kommentare, und beim ersten Windhauch verweht das Ganze. Es wimmelt von Parteien und Richtungen, die einander unterstützen und befehden: die Nationalisten, die einen europäischen, jiddischsprechenden Staat gründen wollen; die Zionisten, die in Palästina hebräisch sprechen wollen; der Bund, die älteste sozialistische Partei, die die Hauptmassen der Arbeiter umfasst und den Nationalisten nahesteht; die Territorialsozialisten und die jüdischen Sozialisten, die zum Zionismus neigen; die Poale-Zionisten, die den extremsten Marxismus mit dem entschiedensten Hebraismus vereinen. Sie träumen, hoffen und warten; wenn man sie auf den Strassen hin und her strömen sieht, wie sie miteinander sprechen und gestikulieren, bekommt man beinahe einen physischen Eindruck von der Unruhe, der rastlosen Nervosität und suchenden, forschenden Sehnsucht, die sie vorwärts treibt und in ewiger Spannung hält. In Wahrheit, sie sind die Unerlösten. Man darf niemals glauben, dass das tiefste Gefühl, das zu innerst hinter ihren schwarzen Kaftanen und unter ihren platten Stoffmützen brennt, etwas anderes als Furcht und Bangen ist. Man darf nicht glauben, dass sie auch nur eine Sekunde lang das Gefühl dafür verloren haben, dass sie in Feindesland sind. Nie bekommen die Worte bei ihren Schriftstellern und Denkern einen so tiefen und schönen Klang, als wenn sie von dem Land sprechen, von der eigenen Erde mit Tau und Sonnenschein, mit Gewächsen, Tieren und Himmel. Im Ghetto schluchzen die jungen Schwärmer, die verstossenen und verirrten Seelen mit dunklen, unergründlichen Augen, sie träumen von Rosen und Seligkeit, von den Turteltauben und Zedern im gelobten Land, von der neuen Sonne über einer neuen Welt.

Im Ghetto Warschaus versteht man mehr vom Judentum und den Juden, als was alle Bücher einem

lehren konnten; die einzelnen Individuen werden erst begreiflich, wenn man das ganze Volk gesehen hat — sie sind doch nur losgerissenes Laub von dem grossen Baum. Unruhe, Sehnsucht und Traum heisst der Saft des Baumes, der in die Zweige emporsteigt, und die Blätter zittern. In einer seiner genialen Jugendnovellen „Arsareth“ (in „Purpur“) hat Per Hallström das Ghetto des Mittelalters mit seinem stinkenden Schmutz, der namenlosen Erniedrigung, mit dem grübelnden Mädchen an dem dunklen Fluss, dem exstatischen Traum Menahems, der flackernden, ratlosen Unruhe, die sich auflöst in das Wandern nach Osten hin, zurück nach dem gelobten Kanaan, geschildert. Das ist ein Bild, dessen dunkel glühende Farben mir seit meiner Kindheit nie aus dem Gedächtnis gekommen sind, und in dieser Stunde kenne ich kein anderes, das mit der symbolischen Freiheit und intuitiven Wahrheit der Dichtung so vollständig das Ghetto der Ostjuden widerspiegelt, wie ich es in Warschau gesehen habe.

III.

In dem Jüdischen Volkstheater hatte ich an einem Abend das Vergnügen, Tomaszewskis Operette „Die Seele meines Volkes“ zu sehen, die von der Truppe des Direktors A. Kaminsky „unter Mitwirkung der weltberühmten Künstlerin Esther Rachel Kaminsky“, der graziösen Tochter des Direktors, gegeben wurde. Nationaljüdische Aestheten würden mich ohne Zweifel mit Verachtung strafen, wenn es ihnen bekannt würde, dass ich dem Stücke Tomaszewskis, dem sie kaum den Rang eines repräsentativen Kunstwerkes zuerkennen dürften, irgend welche grössere Aufmerksamkeit gewidmet habe. Aber der Fremde sucht nicht das Vortreffliche, das aristokratisch Vollkommene, das

Tiefsinnige, er ist zufrieden, wenn er gerade dem Mittelmässigen und nicht Originellen begegnet; und ich muss bekennen, dass ich den Abend zu meinen grossen, denkwürdigen Erlebnissen rechne. Er verschaffte mir neue Kenntnis über das jüdische Wesen und erinnerte mich wieder ganz überzeugend an die wichtige Wahrheit, dass die 14 Millionen Juden e i n Volk sind.

Wieviel lag nicht schon in den rein äusseren Verhältnissen! Die Handlung des Stückes spielt in Lemberg und Budapest und zwar in der Gegenwart; es ist in Newyork geschrieben und hat dort seine Erstaufführung erlebt; die 2 Millionen Juden, die in Amerika leben, gehören zu den wohlhabendsten und kulturell beweglichsten; ihr geistiger Mittelpunkt ist Newyork, wo 1¼ Millionen wohnen und ihre Theater und grossen Zeitungen blühen. Alle diese Millionen sprechen und schreiben eine Sprache: Jiddisch. Sie sind alle — mögen sie nun österreichische, russische oder amerikanische Untertanen sein — Ostjuden, deutsch sprechende Juden, Aschkenasim, wie sie sich selbst nennen.

Die amerikanische Umgebung hatte dem seltsamen Kunstprodukt deutlich ihren Stempel aufgedrückt. Es war eine Ausstattungsoperette mit Chören und Dancing-Girls, mit stattlichen Bildern und kecken Melodien, und ehe man es ahnte, tanzte die ganze jüdische Familie Cake-Walk — so grotesk, dass man schliesslich kaum mehr lachen konnte. Der eine Halbchor von jüdischen Jünglingen in Kaftanen — es sollten die Gesangschüler des alten Kantors sein — wurde von jungen Mädchen in schwarzen Trikots gespielt und repräsentierte wirklich eine Kreuzung zwischen englischem Varietestil und uralter hebräischer Synagoge, die einen nahezu verrückt machen konnte. Das ganze rücksichtslose Anpassungsvermögen des modernen Judentums war in dieser Tanzoperette aus dem bürgerlichen Newyork-Ghetto versinnbildlicht.

Und doch — sobald man diese unwesentlichen Aeusserlichkeiten wegstrich, sobald man nur um eines Daumens Breite unter die äussere Hülle tauchte, sah man, wie echt jüdisch alles war, die ganze Milieustimmung und die Probleme. Der Operettenaufzug war nur ein schützendes Gewand; darunter lag die Tragödie offen da, die Tragödie der Rassenfrage, die Konflikte des Renegatenwesens, die Geburtswehen der jüdischen Nationalidee.

Der alte, fromme Kantor in Lemberg hat einen Sohn, der nach Budapest gezogen ist und dort ein grosser Künstler, ein Violinspieler geworden ist. Im Elternheim lebt seine Braut und wartet auf ihn voll Angst und Bangen und erschreckt durch dunkle Gerüchte, dass er sich habe taufen lassen. Das ist nicht wahr. Aber er hat sich in die Tochter seines Lehrers und Musikprofessors verliebt, und in dem Augenblick, da er die höchste Stufe des Künstlererfolges erreicht hat, verlobt er sich mit ihr. Mitten im Jubel des Festes ergreift er seine Violine, aber während er spielt, taucht das Bild seiner alten Eltern vor ihm auf — er wankt und stürzt bewusstlos zu Boden. — Wir sehen die Rückkehr des verlorenen Sohnes zum Ghetto und zum eigenen Herd, wir sehen die Freudentränen über die Wangen des frommen Paares rinnen. Aber die ungarische Braut und ihre Angehörigen sind dem Flüchtling gefolgt, und in einer erregten Szene stossen Christentum und Judentum, moderne Kultur und Ghetto, Kunst und Religion aufeinander. Die Ueberlieferung, das Blut, die Kindheitserinnerungen und das Zusammengehörigkeitsgefühl siegen; er wählt seine jüdische Braut, und nicht einmal der verzweifelte Ausruf des christlichen Mädchens, dass sie ein Kind von ihm im Schoss trägt, kann ihn erschüttern.

Es wäre unrecht, zu behaupten, dass das ethische Problem zufriedenstellend gelöst werde. Der christliche Zuschauer kann leicht feststellen, dass die jüdischen Moral-

begriffe nur innerhalb des eigenen Volkes unbedingte Gültigkeit besitzen; der Fremde ist und bleibt Fremder. Ich musste unwillkürlich an eines der sinnreichen ostjüdischen Sprichworte denken, das in einer knappen und zynischen Formel das ganze Stück zusammenfasst: „Verheiraten soll man sich daheim, stehlen soll man in der Fremde." Aber wie ergreifend war nicht trotzdem das Pathos, das durch das Stück ging! Wie brennend heiss war nicht die Liebe zwischen Eltern und Kind, wie nah haben sich nicht die Juden der Diaspora zusammengedrängt; wie zitterte nicht die Stimme des hochbetagten Kantors, wenn er Gebete für den Sohn in der Fremde murmelte, welch herzzerreissende Töne der Freude, die sich bis zur Leidenschaft, ja bis zum Schmerz steigerten, fand nicht die alte Mutter, als ihre zusammengeschrumpften Hände sich um das Haupt des Zurückgekehrten schlossen! Eltern und Kind, das war das grosse Thema, das in unzähligen Variationen, in Gesang und Rede durch das ganze Stück klang. Tate! Mame! Vater! Mutter! Tateno! Väterchen — das klingt noch in meinen Ohren und die Stimmen waren voll von bebender Leidenschaft und unterdrücktem Weinen. Nie habe ich solche Liebesszenen gesehen, wie auf diesem Theater. Der Freier fängt ungefähr damit an, dass er dem jungen Mädchen vorspiegelt, wie ungeheuer viele Kinder sie haben werden und unter den Tönen eines englisen Varietéliedes singt das glückliche Paar das eingebildete Wickelkind unter Liebkosungen und Jubel in Schlummer — mei Täuberle, mei Weiberle lauten die alten Diminutiva au dem Mittelalter: Tate, Mame — mit diesem gellen Triumphgeschrei endet jeder Vers des ausgelassenen Couplets. Und wie ein langes Schluchzen klingt immer wieder der reuevolle Ausruf des treulosen Bräutigams zurück: Mei teire jiddische Kalle — meine geliebte jüdische Braut. Aus allen diesen Rufen, Aeusserungen der Freude und Tränen höre ich den unbezähmbaren Wil-

len eines Volkes heraus, das zu seinen Geboten und Urweisheiten das Wort rechnet: Ehre Vater und Mutter, und die Mahnung: Gehet hin und vermehrt euch und füllet die Erde.

Was ist für die Juden das Vaterland? Es ist das Heim, der Tisch, auf dem die Hausmutter am Schabbesabend mit stiller Andacht die beiden rituellen Lichter anzündet, es sind die hebräischen Psalmen, deren halbvergessene Melodien den verlorenen Sohn das Gesicht in die Hände drücken lassen, es ist die Synagoge mit den Thorarollen und es sind die von den Erinnerungen der Vergangenheit schweren Gewohnheiten der Feste Passah und Purim, an denen auch die Wohnungen der Armen in verklärtem Glanze erstrahlen, es sind die heiligen Gebete und die Friedhöfe, wo die ermordeten Kinder, die geschändeten Frauen und all' die unglücklichen Opfer der Landesflucht mit Steinscherben über den Augen und einem Säckchen voll Erde aus Kanaan unter dem Kopfkissen ruhen. Die Feste, das Heim und die frommen Gebräuche, das ist das Vaterland der Vaterlandslosen — das ist „Die Seele meines Volkes". Die geschichtlichen Erinnerungen und die fern dämmernde Zukunft. Mitten aus der amerikanischen Operette erhob sich wie eine Flamme der grosse nationale Traum: wir sind ein Volk, ein grosses Volk und wenn wir uns zusammenschliessen und einig sind, so haben wir eine Zukunft — wie schön und reich soll die nicht werden! Die bleichen und armen Judenchöre standen auf der Bühne mit leuchtenden Augen und Armen wie zum Schwur erhoben. Beifallsgemurmel ging durch das Theater und man fühlte, dass dieses Volk, dem die Wurzeln in der Gegenwart fehlen, sein zähes, geheimnisvolles und trotz allem starkes Leben in der Erinnerung und der Hoffnung, in der Vergangenheit und in der Zukunft lebt.

Die Zukunft der Ostjuden.

Es ist eine eigentümliche Fügung der Geschichte, dass die deutschen Waffen ein paar Millionen Ostjuden aus der russischen Unterdrückung befreit und dadurch das jüdische Problem in seiner ganzen Weite und Tiefe aufgerollt haben. Denn die Ostjuden waren doch alle einmal deutsche Juden. Während der Zeit der Kreuzzüge, seit dem 12. Jahrhundert, als die religiöse Erregung ihr Leben in Deutschland unerträglich machte, wanderten sie nach Polen aus, wo man Kapital und Kaufleute brauchte und ihnen vorteilhafte Bedingungen anbot. Von dort aus drängten sie nachher nach Osten, wohl getrieben von einem unklaren Heimweh nach dem Orient; während ihr äusseres Dasein immer kümmerlicher wurde, hielten sie mit einem staunenswerten Konservitivismus, der sich unter allem Anpassungsvermögen der Juden verbirgt, zäh an ihrer deutschen Sprache fest. Der Philologe stellt mit Leichtigkeit fest, dass Jiddisch, den hebräischen Buchstaben zum Trotz, das Mittelhochdeutsch der Rheingegenden und Frankens ist; die Sprache trägt vielfach einen so durchaus altertümlichen Stempel, dass man sich an Luthers Bibelübersetzung erinnern muss, um sie zu verstehen. Sie ist vermischt mit slawischen und vor allem hebräischen Worten — so sind z. B. die Bezeichnungen für die meisten religiösen, moralischen und psychologischen Begriffe hebräischen Ursprunges — aber die Lehnworte betragen doch nicht mehr als 20 Prozent und sind also nicht zahlreicher, als die romanischen und lateinischen Einschläge im modernen Deutsch. Es ist genau das gleiche Phänomen, dem man in Saloniki und der Türkei begegnet, wo die spanischen Juden getreulich ihre kastilianische Sprache beibehal-

ten haben oder in China, wo die Juden noch heute das Arabisch sprechen, das sie einst in Indien gelernt haben.

Von der Ausdehnung des Jiddischen kann man sich durch ein paar Notizen, die Heinrich Löwe zusammengestellt hat, ein Bild machen. Der Ritter Grünemberg, der 1486 auf einer Pilgerfahrt in Palästina war, erzählt in seinem Tagebuch, dass er sich in den Strassen Jerusalems zurechtfinden konnte, indem er sich an einen Juden hielt, der sowohl deutsch wie heidnisch (arabisch) gut beherrschte. Der Norweger Christopher Hansteen fuhr um 1850 auf einem Schiffe von Jenisej in Sibirien und konnte sich auf Deutsch einem Juden verständlich machen, der sich an Bord geschlichen hatte. Der Leibarzt des Sultans von Sansibar, d'Arbella, reiste 1887 nach Bombay; auf der Reede begegnete er einem Juden, der deutsch mit ihm sprach. — Jetzt ist es nicht anders. Dank dem Jiddischen konnte ich mit Hilfe eines jüdischen Dolmetschers im Mai 1916 auf einer Strasse in Pultusk mit kleinrussischen Flüchtlingen sprechen. Welch wichtige Rolle hat nicht die deutsche Sprache der Juden beim Vorrücken der deutschen Heere während des Weltkrieges gespielt und wie blutig haben die Russen die armen Juden das bezahlen lassen. Es heisst, dass von den 14 Millionen Juden, die es gibt, 13 Deutsch verstehen. Und was die Ostjuden anbelangt, so haben diese, wie es scheint, mehr als die Sprache bewahrt. Die Wissenschaft ist noch nicht in die neue Welt eingedrungen, aber viele sind der Ansicht, dass das ostjüdische Nationalgewand, der Kaftan, die deutsche Bürgertracht aus der Zeit der Meistersänger ist, und es wird behauptet, dass deutsche Sitten, deutsche Märchen und Lieder bei diesem Volke noch weiter leben.

Wie wird sich seine Zukunft gestalten?

Das weiss natürlich niemand. Die Vermutungen gehen weit auseinander. Aber ein paar Wahrscheinlichkeiten und einige Alternativen können wohl jetzt schon festgestellt werden.

Zunächst dürfte man davon ausgehen können, dass die Ostjuden nie über die deutsche Grenze kommen werden. Das mag hart klingen, aber in der einen oder anderen Form wird die Grenzsperre ohne den geringsten Zweifel eine Wirklichkeit werden, vermutlich in der Form eines Einwanderungsgesetzes, das die Sichtung der östlichen Marken überhaupt ermöglicht. In Deutschland sind die Meinungen darüber nicht geteilt, dass die eine halbe Million Juden, die es in Deutschland gibt, schon alles sind, was man verdauen kann. Unter den deutschen Juden werden sich sicher sehr wenige Stimmen gegen eine solche Politik erheben, und ich habe den Verdacht, dass die meisten unter den Assimilierten eifrige, aber sehr schweigsame Anhänger der Grenzsperre sind. Sie haben keine Lust, eine neue Welle des Antisemitismus zu erleben, die unfehlbar die Folge einer Politik der offenen Tür werden würde.

Steht das fest, so scheint mir alles gegen eine nationale Entwicklung der Juden zu sprechen. Sie konnten nie mit den Russen verschmelzen — ich spreche nicht von der kleinen Clique russifizierter Moskau-Juden, denen ein impulsiver Norweger mit Recht das blutige, aber gerechte Wort: Sadisten! ins Gesicht schleuderte, — und es sieht wahrhaftig nicht so aus, als wollten die Polen ihnen die Arme öffnen. Es gibt allerdings eine dünne Schicht polonisierter Juden — sie sollen 5 Prozent der Rasse ausmachen — aber sie sind eine isolierte Oberklasse, ohne jede Beziehung, ohne alle Sympathie bei der Hauptmasse der Ostjuden. Es ist mir schwer, in ihnen etwas anderes als Verräter zu erblikken. Der Antisemitismus hat nirgends so scharfe wirtschaftliche Formen angenommen, wie in Polen, wo der Boykott überall auf der Tagesordnung steht.

Nein, es sieht so aus, als sei die einzige Rettung der Juden, wieder danach zu streben ein Volk zu werden. Es dürfte nicht ganz unmöglich sein, dass sie in der einen oder anderen

Form eine Art Autonomie erreichen könnten. Die Katasterinstitution — die nationalen Wahllisten, an die man sich nach freier Wahl anschliessen kann — muss doch die Zukunft für sich haben, und es gibt nichts, was der Anerkennung der jüdischen Nationalität im Wege steht.

Es ist auch unmöglich, dagegen blind zu sein, dass der jüdische Nationalismus sich in demselben Mass steigern muss, in dem die Ostjuden ins helle Tageslicht hervortreten, d. h. in Westeuropa aus dem Dunkel auftauchen, in dem sie unter russischer Herrschaft geschmachtet haben. Die neuen Millionen sind da, was will man mit ihnen machen? Bei Theodor Herzl war der Zionismus noch der reine Notbehelf. Er hatte an und für sich nichts gegen die Assimilierung einzuwenden, aber er sah in seinem „Judenstaat“ voraus, dass man den Juden keine Ruhe dazu lassen werde. „Es ist der Feind, der uns ohne unseren eigenen Willen zu einem Volke gemacht“. Mit Recht betonen die modernen jüdischen Denker, dass Herzl ein Westjude ohne Ueberlieferungen war, und dass es in seinem Leben nichts elementar Jüdisches gab. Ohne Zweifel wird auch diese Art Zionismus an Stärke zunehmen, und zwar im selben Grad, wie das Problem der Ostjuden eine Lösung heischt. Aber vor allem wird die andere, die tiefere und leidenschaftlichere nationalistische Strömung, die von einer jüdischen Renaissance träumt, neue Nahrung aus der Berührung mit den Ostjuden ziehen. Hess, Pinsker und Birnbaum werden neue Jünger bekommen.

Man muss sich nämlich klar machen, dass die Ostjuden in all ihrem Elend, mit Läusen und Flecktyphus, mit nagendem Hunger und verprügelter Scheu doch etwas besitzen, was den Westjuden bitter fehlt: eine nationale Kultur, so arm und verkümmert sie sich auch ausnehmen mag, eine Sprache und einen Glauben; und man darf nicht vergessen, dass sich in dem unglücklichen Volke tiefe, unbewusste Kräfte regen, dass etwas unbeschreiblich Ergrei-

fendes in dem brennenden Idealismus liegt, dem man mitten in den schmutzigsten, kleinen Judennestern begegnet und den Perez in seinen Novellen und Dialogen geschildert hat. In Mendeles (Abramowitschs) Erzählungen aus dem Leben der ostjüdischen Krämer entdecken die gebildeten Juden des Westens mit Rührung eine jüdische Natur; Bäume und Büsche, Luft und Wind, Pferde und Hunde zeigen sich hier in einer nationalen Atmosphäre und sprechen eine eigene, intime Sprache zu ihnen, wie Bialik und Hugo Bergmann bezeugt haben. Das Ghetto der Ostjuden ist für die Nationalisten nicht ärmer, sondern reicher als die Viertel der vermögenden, jüdischen Emporkömmlinge in Berlin W. Golus, d. h. die Sklaverei des Geldes, die selbstsüchtige Vaterlandslosigkeit, der trockene Rationalismus sind für sie Todfeinde, die ebenso wie die Not und Erniedrigung des Ghetto überwunden werden müssen.

Die Apostel des Nationalismus und Zionismus sind nicht bloss die mit dem grössten Verantwortungsgefühl und Idealismus und die, rein menschlich betrachtet, Bedeutendsten unter den Juden, es sind auch, wie mir scheint, die Einzigen, die dem inneren Problem des Judentums auf den Grund gegangen sind, jenes Problems, das diesem durch verheerende Kräfte hart angegriffenen Volk höhere moralische Ziele gesteckt hat. Ich glaube nicht, dass die physische und geistige Wiedergeburt der Juden auf anderem Wege zur Wirklichkeit werden kann, als durch ein neu gewecktes und neu gepflegtes völkisches Pathos. Die Nationalisten sind es, die in Polen gymnastische Vereine und Boyscoutskompagnien schaffen; einer dieser Vereine für körperliche Erziehung und militärische Ausbildung hat den Namen angenommen, der am klarsten die kriegerische Ehre der Juden symbolisiert, nämlich: „Makkabäer". Hier wird eingeschärft, dass die Ausbildung von Mut und körperlicher Kraft und die Bekämpfung der für die Juden

charakteristischen Nervosität die unvermeidliche Voraussetzung einer glücklichen Zukunft sind. Hand in Hand damit geht das grosszügige Streben, die Juden zu körperlicher Arbeit zu erziehen, sie wie einst zu Bauern und Handwerkern zu machen und ihnen ein gesundes und organisches Verhältnis zur Natur und äusseren Wirklichkeit zu schenken; im Zionismus, der Arbeit an der Besiedlung Palästinas, hat diese Bewegung ihren ausgesprochensten und vom agitatorischen Gesichtspunkt aus am leichtesten begreiflichen Ausdruck gefunden.

Ein vielversprechendes und bedeutungsvolles Dokument für die Kenntnis von dem inneren Pathos dieser ganzen Bewegung ist der Aufsatz, den A. D. Gordon, der Pionier der Arbeit in Palästina, 1911 in dem Organe seiner Partei, „Hapoel Hazair“ (Der junge Arbeiter), veröffentlicht hat, und der dann in das 1913 in Jaffa herausgekommene Sammelwerk „Haarez wehaaboda“ (Das Land und die Arbeit) überging; er wird in Uebersetzung in Bubers neuer Zeitschrift „Der Jude“ mitgeteilt. Gordon betont, dass das, was den Juden fehlte, die freiwillige, strenge Arbeit ist; „es gibt bei uns nicht wie bei den lebenden Völkern eine grosse Mehrzahl von Menschen, für die die Arbeit zur zweiten Natur geworden ist“. Der uralte Spruch: „Solange Israel Gottes Willen tut, arbeiten andere für Israel“, ist zum instinktiven Gefühl bei den Juden geworden. Deshalb kann das Judentum aber auch keine positive und einheitliche Kultur hervorbringen, deshalb ist die Denkungsweise der Juden so oft negativer und zersetzender Art. Kann man Rahm ohne Milch gewinnen, frägt Gordon mit einer für den Landwirt charakteristischen Wendung, kann ein Volk Dichtung, Ethik und Religion schaffen, wenn es in keinem organischen Verhältnis zu Erde und Acker, zu Himmel und Wald und überhaupt zu den breiten Grundlagen der Arbeit und des Strebens steht, auf denen der ganze Organismus der Gesell-

schaft ruht? Gordon verneint das und formuliert seinen Standpunkt folgendermassen: „Durch Arbeit sind wir schon zu Schaden gekommen (ich sage nicht, dass wir gesündigt haben, denn es war nicht unsere Schuld, dass es so kam); durch Arbeit müssen wir auch wieder neu genesen". Bei Buber heisst es mit der gleichen rücksichtslosen Selbsterkenntnis: „Golus' Fesseln verwundeten und lähmten unsere Seelen. Wir wollen uns nicht selbst betrügen — wir sind sehr krank".

Die Weck- und Mahnworte der Propheten, Volkszüchter und Volkserzieher haben etwas Nebelhaftes an sich, was aber die Ostjuden anbelangt, so muss auch der Kritischste sich fragen, ob es für sie einen anderen Weg in eine glückliche Zukunft gibt, als das Lauschen auf die warmen und eifrigen Stimmen, die das Evangelium der produktiven Arbeit verkünden. Ich kann nicht umhin, eine Aeusserung wiederzugeben, die in einem Automobil in Makow, einer der polnischen Städte, die fast ganz und gar jüdisch sind, getan wurde. Wir hatten einen Schaden an der Maschine und standen eine Stunde lang im Sonnenschein auf der Strasse der Stadt; was wir um uns her sahen, war jenes Idyll, das Mendele mit stillem Humor geschildert hat. Man entdeckte in der Tat mitten am reinsten Arbeitstag in ganz Makow nicht eine Seele, die die geringste nützliche Beschäftigung verrichtete; die Menschen sonnten sich, rauchten Zigaretten, gestikulierten, verkauften einander Limonade und liefen in eifrig sprechenden Gruppen hin und her. Der beklemmende Eindruck dieses Anblickes war hier weit draussen auf dem fruchtbaren, friedlichen, polnischen Lande fast noch grösser als drinnen im Ghetto Warschaus, und schliesslich stellte einer der Bemannung des Automobils die mit einer gewissen wehmütigen Bitterkeit durchsetzte Ueberlegung an: „Es ist doch schrecklich, zu denken, wie hart unsere Kinder in Zukunft arbeiten müssen, um alle *ihre*

Kinder zu versorgen — und in der nächsten Generation sind sie alle Bankiers, Makler, Schriftsteller und Universitätsprofessoren". Eine solche Entwicklung muss auf allen Seiten Befürchtungen erwecken; der jüdische Nationalismus weiss allein ein Mittel dagegen.

Man darf auch nicht übersehen, dass der jüdische Nationalismus als rein theoretische Bewegung durch den Weltkrieg gestärkt worden ist. Da es sich herausgestellt hat, dass es tatsächlich kein Europa gibt, das unabhängig von den nationalen Gegensätzen ist, müssen zweifellos die kosmopolitischen Ansichten, die in gewissen Gruppen der assimilierten Juden herrschen, an Kraft verlieren. In einem interessanten Aufsatz von Hugo Bergmann, der in der Zeitschrift „Der Jude" veröffentlicht ist, spiegelt sich die Einwirkung des Krieges auf die hochgebildeten jüdischen Soldaten wieder, von denen der Verfasser des Artikels selbst einer ist. „Der Soldat erlebt die Wirklichkeit in ihrer ganzen Grösse und Herbheit", schreibt er; „die allzubilligen und äusserlichen „Ideen", die Papierwelt der Pacifisten, treiben im Winde fort. Er fühlt, dass Volk und Staat die grossen historischen Realitäten sind, dass der Einzelne nur als Glied des Ganzen leben kann". Die grosse Frage ist für Bergmann, ob die jüdischen Massen, die so fürchterlich unter dem Elend des Krieges leiden, diese Zeit nicht nur passiv, sondern auch aktiv zu erleben vermögen, ob die jüdischen Flüchtlinge oder die jüdischen Soldaten der Geschichte ihres Volkes den Stempel aufdrücken werden. — In der Tat haben die Hauptmassen der Juden rings um die Erde zum Weltkrieg als einem politischen Ereignis von entscheidender Bedeutung für ihre Zukunft Stellung genommen. Die einzig offen und ehrlich zentralmachtfreundliche Presse in Amerika ist die jiddische gewesen; die amerikanischen Juden haben dem Gedanken einer russischen Anleihe in Amerika erfolgreich entgegengearbeitet, und unterdessen hat sich der

jüdische Nationalismus auf der anderen Seite des Atlanten mächtig gestärkt. Nur einzelne, vollständig assimilierte Westjuden vermochten für das Russland der Pogrome gegen Deutschland und Oesterreich Partei zu ergreifen; bei ihnen muss jeder Funke eines Mitgefühls mit den Stammesbrüdern erloschen sein.

Die Frage der Zukunft der Ostjuden kann nur im Zusammenhang mit der polnischen Frage behandelt werden, und alles hängt von den siegreichen Waffen der Zentralmächte ab. Politische Probleme werden nicht von Kongressen und Vereinen gelöst, sondern wie in früheren Zeiten durch Eisen und Blut. Deutschland hat nicht die Befreiung der Ostjuden angestrebt, ebensowenig wie die der Polen, Balten oder Litauer; jetzt aber fallen den Mittelmächten die grossen und verantwortungsvollen historischen Aufgaben zu, gesunde und entwicklungsfähige politische Verhältnisse in diesen Ostmarken zu schaffen, die dem russischen Eroberer entrissen sind. Der Gang der Ereignisse hat eine gewisse innere Logik, denn die Ostjuden haben sich nie ganz von der deutschen Kulturgemeinschaft freigemacht und die meisten jüdischen Erneuerungsbestrebungen, nicht zum mindesten der Zionismus, sind auf deutschem und österreichischem Boden entstanden und haben vor allem da Unterstützung gefunden. Die Bundesgenossenschaft mit der Türkei eröffnet ausserdem für Deutschland neue Möglichkeiten an einer jüdischen Kolonisierung Palästinas mitzuarbeiten.

Wenn man auch davon überzeugt ist, dass die nationale Entwicklung für die Juden unumgänglich ist, kann man sich unmöglich eine Vorstellung davon machen, welche Wege eine solche Entwicklung nehmen wird. Gewinnt das Hebräische an Boden — in Palästina wird von den jungen Ansiedlern mit Begeisterung hebräisch gesprochen — oder bleibt das Jiddische bestehen und entwickelt sich zur Kultursprache? Wird sich die Rückkehr ins gelobte Land

nach dem Kriege stärker auswachsen, kann man damit rechnen, dass die Juden rings auf der Welt von Whitechapel und Newyork, von Polen, Russland und Bulgarien dorthin strömen werden? Es ist unmöglich, das zu wissen; dass sich aber gewisse Kräfte regen, ist zweifellos. Es gibt Leute, die glauben, dass die jüdische Nationalität bei den Ostjuden sich auflösen und verschwinden wird, wenn der harte russische Druck beseitigt ist; sie sind der Ansicht, dass die Kultur des Ghetto nur ein betrübliches Ergebnis der Erniedrigung ist: Ebenso wie die Juden in dem befreiten Polen jetzt für die Abschaffung der nationalen Tracht, der Mütze und des Kaftans, agitierten, so würden sie später auch das Jiddische ablegen und sich entweder deutscher oder polnischer Kultur anschliessen. Es scheint mir zweifelhaft, dass diese Verfechter der Assimilitation recht haben: Was mit wenigen, verhältnismässig isolierten Individuen geglückt ist, kann sich für die überaus scharf durch die Rasse bestimmten Millionen, um die es sich hier handelt, als unmöglich erweisen. Schon bei der jetzigen Diskussion über die Unterrichtsreform zeigt es sich, dass einsichtsvolle jüdische Stimmen nicht eine Beseitigung der Chederschulen, sondern eine vernünftige Umschöpfung derselben fordern. Dabei wird hervorgehoben, dass die jüdische Geschichte und Religion, sowie das Talmudstudium die Grundlage für alle jüdische Erziehung bilden müssen.

Unter allen Fragen und Problemen verbirgt sich die grosse philosophische Hauptfrage, die den Hintergrund des Weltkrieges und aller seiner Verwicklungen ausmacht: Ist das National-Begrenzte, das Volk als lebendige Zusammenfassung der geschichtlichen Wirklichkeit eine unüberwindliche und notwendige Kategorie im System der Kultur? Kann es ausgeschaltet, zurückgedrängt oder neutralisiert werden? Das zukünftige Schicksal der Juden hängt letzter Hand davon ab, wie die Geschichte diese Fragen beantwortet.

Auf dem polnischen Land.

I.

Wenn man im Automobil, im Wagen und an Bord eines Flussdampfers das Gouvernement Warschau, Lomscha und Plozk durchquert hat, so ist man in hohem Grad geneigt, die Richtung jener Etymologie anzuerkennen, die das Wort Polen in Verbindung mit dem slawischen Stammwort pole = Feld, Ebene bringt. Die polnische Ebene hat eine so unerhörte Ausdehnung, dass ihr innerhalb der Grenzen des Königreiches Schweden nichts zu vergleichen ist. In Skane hat man meistens den blauen Waldrand oder den hellen Streifen des Meeres am Horizont; Gruppen von Ulmen, Obstgärten um die Häuser, Parke bei den Schlössern, Buchenwälder bilden immer und immer wieder eine Unterbrechung, Skane ist eine Art Sächsische Schweiz, eine abwechslungsreiche, zerstückelte, buntbesetzte Landschaft im Vergleich mit Polens nackter, wüstenähnlicher Eintönigkeit. Wer zum grossen Teil seine Vorstellungen vom polnischen Leben Pan Tadeusz entnommen hat, erlebt hier eine Enttäuschung: von dem Rauschen des Laubes im „Schwarzen Walde und der gesprächigen Eiche, von der Mystik der undurchdringlichen Waldmarken Litauens" findet man im Lande der Weichsel nichts.

Die Wälder, die es gibt, bestehen aus Föhren und Birken. Im Nordosten dehnen sich dürre und sandige Heidelandschaften (zielona puszcza), vermischt mit Föhrenwäldern aus; die gewaltigen Festungswerke von Nowo Georgiewsk, die jetzt ihren alten Namen aus den Zeiten Friedrichs des Grossen, Modlin, wieder bekommen haben — sind in ein solches Terrain eingebaut. Stiefmütterchen, Gänseblüm-

chen, roter Ampfer, blutroter, gebrechlicher Mohn, kurz die ganze karge Flora der schwedischen Sandmark, wächst auf den Wällen und Kasematten der vielen Panzerforts; die stattlichen Föhrenwälder ausserhalb des Fortgürtels sind gespickt mit Artilleriestellungen, Stacheldrahthindernissen und Minenfeldern, unterirdischen Schutzräumen für Infanterie und hohen Wachttürmen, die in den wiegenden Baumwipfeln wie ungeheure Adlernester verborgen sind. Alles, was die entwickeltste Technik und die sorgfältigste Vorbereitung ausdenken können, war hier zusammengehäuft. So sind z. B. die Beobachtungsposten auf den höchsten Föhren mit so feiner Berechnung der Gegend angepasst, dass sie von aussen her unsichtbar sind, obwohl sie die ganze Schussfläche beherrschen. Es wirkte vollkommen wie Zauberei, wenn man zuerst vom Innern des Forts aus ihr Skelett sich vom Himmel abheben sah und dann feststellte, wie sie plötzlich verschwanden, sobald man nur einige Kilometer auf die andere Seite hinüber gekommen war. Die unerhörte Schnelligkeit, mit der dieser ganz einzigartig starke Festungskomplex im Sommer 1915 bezwungen wurde, gehört zu den denkwürdigsten Tatsachen des Weltkrieges. Jetzt sickert der Sand in die Schützengräben hinab, die Bretterstege der Unterstände sinken zusammen, das Ungeziefer verhungert dort unten im Dunkel zwischen den Halmen — obwohl die deutschen Soldaten noch immer sehr ungern hinabgehen — und die Walderdbeeren glühen im Sonnenschein wie ein feiner Regen von Blutstropfen über den Strassen und Schussfeldern, die aus dem Föhrenwald herausgehauen sind. Es sieht genau so aus wie die Erdbeerstellen auf schwedischen Waldlichtungen, und an den Wegrändern längs den Schützengräben stehen die Preisel- und Blaubeerbüsche voll von Beeren.

Wollte man das nennen, was einem am meisten für die polnische Natur typisch erscheint, so müsste man von dem

lichten, jungen Birkenwald sprechen, dessen Stämme sich im Wasser der sumpfigen Wiesen spiegeln und von der ganzen Symphonie in Blau, Grün und Grau, die durch die unendlichen Getreidefelder gebildet wird und von der die Pappel- und Weidenalleen kaum abstechen. Man braucht gerade nicht Landwirt zu sein, um zu sehen, dass diese äusserst fruchtbare Erde sehr schlecht entwässert ist; bloss einzelne Gutsbesitzer und deutsche Ansiedler haben sich auf die Trockenlegung verstanden, so dass grosse Strecken wasserkrank sind. Im Zusammenhang hiermit steht das, was die Landschaft am meisten kennzeichnet: der feine Silberton in der Luft und über der Erde, die weissen Nebel, als hülle der Abend Heide und Feld in seinen wogenden Schleier ein, die grossen, saftigen, grünen Wiesen, auf denen Schwärme von Gänsen, langsam wandernde, fast konturenlose Lichtflecke bilden. Sie sehen in der Dämmerung mystisch aus und sind eines der Lieblingsmotive der polnischen Malerkunst. Übrigens haben diese Gänse auch einen humoristischen Zug: im Herbst bekommen sie Schuhe. Sie werden nämlich aus alter Gewohnheit über die deutsche Grenze einem sicheren Tod entgegengetrieben und infolge der schlechten russischen Eisenbahnverbindungen müssen sie die Reise immer zu Fuss machen. Ehe sie die grosse Wanderung antreten, lässt man sie über ein mit Teer bestrichenes Feld spazieren und die harte Kruste schützt dann ihre Füsse.

Der einzige typische polnische Vogel ist der Storch. Er ist hier so gewöhnlich, wie er es in Dänemark und Skane zu Beginn des 18. Jahrhunderts gewesen sein dürfte, bevor die moderne Landwirtschaft angefangen hat zu blühen, so wie es das Paradies der Enten, Gänse und Störche zeigt, das Nikolovius mit klaren Farben in seinem klassischen Werk gemalt hat. Die Trockenlegung ist der Todfeind des Storches, und jetzt muss man Glück haben, wenn man ihm einmal eines Abends an einem langsam fliessenden, skani-

schen Bach begegnet. In Polen kann man Augen und Herz damit ergötzen, den schwarz - weissen Märchenvogel zu Dutzenden seinen ruhigen und würdigen Arbeitsfleiss entfalten zu sehen; ich sah ihn einige Meter über dem Automobil fliegen, so dass ich in seinem Schnabel die deutliche Kontur der Kröte erkennen konnte, die ihre vier Beine nach den vier Himmelsrichtungen zu einem pathetischen Protest gegen die Neutralitätsverletzung ausstreckte. Ja, unten auf den Strandwiesen der Narew sah ich einen Teich, überschattet von uralten Weiden, mit riesenhohem Schilf an den Strändern, die von Binsen und Neckrosen bewachsen und vom dunkelgrünen Schatten der geheimnisvoll grübelnden Störche erfüllt waren, und ich glaube sicher, das war Andersens Teich, in dem sich die kleinen Kinder unter dem Dach der Neckrosenblätter bewegen, denn dass man sich an diesem schlummernden Wasser zu Tode träumen konnte, das konnte auch ein flüchtiger Automobiltourist begreifen.

Aber Gott weiss, wie das auf die Dauer mit den Störchen und ihrer Begleiterscheinung, den Kröten, gehen soll, deren Gesang unzertrennbar mit dem Bild der polnischen Landschaft verknüpft ist — Mickiewicz spricht mit Rührung von ihrem nächtlichen Orchester:

Mit zitternden Tönen, wie Äolsharfen klingen
— nie Kröten so schön wie die polnischen singen.

Polens Ebenen sind für den Augenblick von einem neuen Typ von Landwirten überschwemmt: von den deutschen Kreisvorständen und Landwirtschaftsräten, in den meisten Fällen preussischen Landräten, die zum Dienst hierher kommandiert worden sind. Sie sind in voller Arbeit mit all jener fanatischen Sachlichkeit und Gründlichkeit, die in ihrer Natur liegt.

Vor allem haben sie die Wege in Angriff genommen. Sie fanden dieselben in beklagenswertem Zustand: in den Grenzbezirken waren sie absichtlich verwahrlost, überall waren sie

schlecht unterhalten und die sogenannten Gouvernementswege, die auf der Karte ein besonders schmuckes und zuverlässiges Aussehen zeigen, bestanden in Wirklichkeit oft nur aus ein paar Räderspuren im Sand. Ich habe mich auf einem solchen Wege vorwärtsbewegt: das ging so zu, dass man an der Seite der pustenden Pferde wanderte. Die polnischen Bauern erzählten allerdings von besonderen Steuern, die immer wieder für die Anlegung und für den Unterhalt der Gouvernementswege erhoben wurden. Denkt man sich dann dieses mangelhafte Wegnetz noch weiter durch die Kriegstransporte, den Stellungskrieg und die Beschiessung durch Artillerie beschädigt, so kann man sich eine Vorstellung von den Aufgaben machen, die die deutsche Energie hier zu lösen hat.

Jetzt fährt man Meile nach Meile auf Chausseen, die so hart und eben sind, wie Ballsäle. Die Gräben zu beiden Seiten des Weges sind so gerade wie Lineale geworden — was ein bedeutungsvolles Zeichen für die Minderwertigkeit der preussischen Kultur sein soll — und in vollständig gleichen Zwischenräumen kommt man an vollkommen gleichen Haufen von Makadamsteinen vorbei. Der Mangel an Steinen hat früher immer die Erbauung von ordentlichen Chausseen in Polen verhindert, aber die Deutschen haben sich dadurch geholfen, dass sie alle die Rollsteinblöcke, die über die polnischenen Ebenen ausgestreut sind und aus Schweden und Norwegen stammen, zusammengetragen haben. Diese Ausfuhr vermochte die englische Handelsblockade nicht zu verhindern, da sie während der Eiszeit stattfand, als die Gletscher die Blöcke mit sich nahmen.

Augenblicklich geht es auf den Landstrassen lebendig zu. Ueberall sieht man Gruppen von polnischen Arbeitern; zum grossen Teil wird hier Industriebevölkerung beschäftigt, gegen einen Tageslohn von über 3 bis 3½ Mark; die Fabriken sind ja teils von den Russen verwüstet, teil ausserstand, sich

Rohwaren zu verschaffen. Ueberall pusten und deisen die gewaltigen Dampfwalzen und der Boden zittert unter ihrer Last. Es sind über 200 an der Zahl und alle sind aus Deutschland gekommen; sie haben nichts mit der vielbesprochenen russischen Dampfwalze gemeinsam, die man in England so hoch bewundert und gerne wieder über Polen hinrollen sehen möchte. Man kann sich eine Vorstellung von dem Umfang dieser Arbeit machen, wenn man hört, dass der Wegbau 1200 Beamte und ungefähr 44 000 Arbeiter beschäftigt, und dass die Kosten während des ersten Rechenschaftsjahres 34 Millionen Mark und während des letzten (April 1915 bis April 1916) 40 Millionen betrugen. Über 6000 Kilometer Wegeslänge sind umgebaut, verbessert und neu angelegt worden.

Sitzt man in einem Automobil, so braucht man nicht erst zu fragen, ob der Weg, den man befährt, zu dem alten oder zu dem neuen Wegnetz gehört; man kann das mit geschlossenen Augen entscheiden, denn man fühlt es. Uebrigens sieht man überall auf den neuen Chausseen die vier weiss überkalkten Steine, die das mystische Symbol der preussischen Schwärmerei für mustergiltige Verkehrswege bilden. Sie haben kaum in einem anderen Lande etwas ihresgleichen und sind für den Eingeweihten ein untrügerisches Zeichen dafür, dass er sich auf deutschem Gebiet befindet. Sie erheben sich in der Morgendämmerung und verschwinden in der Abenddämmerung; in Abständen von 100 Metern kehren sie wieder, einmal auf der rechten Seite des Weges, einmal auf der linken. Sie zwingen die Wägen, sich abwechselnd rechts und links zu halten und erreichen dadurch, dass der Weg in seiner ganzen Breite ausgenützt wird und dass die Radspuren der Wägen, die sich entgegenfahren, nicht in eins zusammenfallen, sondern sich S-förmig umeinander schlingen — wenn man es aufzeichnet, so sieht man es gleich vor sich — und dass somit die Chaussee nicht so

schnell wie sonst abgenützt wird. In all ihrer Einfachheit ist das eine geniale Anordnung, die ausserdem noch den Vorteil hat, dass der Chauffeur, der sich vorwärtsschlängeln und die Augen offen halten muss, unmöglich am Steuerrad einschlafen kann. Durch diese disziplinäre Wirkung enthüllt sich der ganze Trick als eine typische Äusserung des sogenannten Preussentums.

Ich habe an der deutschen Verwaltung Polens ungewöhnlich viele Zeichen dieses Preussentums beobachtet. Ich sah Landräte und Bürokraten bei ihrer alltäglichen Arbeit und ich bin sehr froh darüber, dass ich dies sehen durfte. Die Kreisvorstände, die jeden Hof und jede Scheune in ihrem ungeheuren Distrikt kannten und voll von landesväterlichen Sorgen das Automobil anhielten, um die Struktur der Heuhaufen besichtigen und den ungeschnittenen Roggen in Augenschein nehmen zu lassen, verkörperten das ganze System. Am klarsten äusserte sich dieses System vielleicht in dem Stolz und der Freude, mit der ein paar deutsche Beamte mir erzählten, dass die polnischen Bauern in den neuen Kreisen von dem preussischen Vorurteil angesteckt worden seien: sie hatten selbst den Plan zu einem Programm für geordnete Wegarbeiten während eines Zeitraumes von zehn Jahren entworfen und einen Kostenanschlag von 5 Millionen dafür beschlossen. Die Befriedigung, mit der diese Einzelheit angeführt wurde, schien mir die selbstlose Freude darüber zu sein, dass Ordnung, Umsicht und staatliche Organisation einen Sieg über verantwortungslose Zerfahrenheit und Gleichgiltigkeit gewonnen hatten, und es war, als berühre man hier den innersten Lebensnerv dieser harten und sachlichen Leibeigenen der Arbeit.

II.

Der grösste Triumph der deutschen Verwaltung besteht darin, dass die Aecker durchgehends bestellt worden sind. Man fährt überall durch wogende Getreidefelder; nur ein Prozent des bebauten Bodens ist seinem Schicksal überlassen geblieben. Soweit es möglich war, hat man die polnischen Landwirte ermutigt und ihnen geholfen; viele, deren Gebäude zerstört und deren Vieh getötet oder weggetrieben worden war, hätten ohne Unterstützung gar nicht die Mittel zu der gewöhnlichen Arbeit gehabt. In gewissen Fällen hat man eine Art Arbeitsgemeinschaft mit den Landwirten gebildet, um deren Risiko zu verringern; die grossen Güter sind oft durch gemeinsame Zusammenarbeit der umherwohnenden Bauern bestellt worden. Wo man keinen finden konnte, der die Verantwortung für die Verpflegung der Eigentümer zu übernehmen vermochte, haben die Behörden die Sache in ihre Hand genommen. Das musste vor allem mit vielen Besitzungen geschehen, die Menschen gehören, welche sich augenblicklich in Russland aufhalten.

Es ist anzunehmen, dass die polnische Erde in diesem Jahre so sorgfältig bestellt ist, wie je zuvor. Die herrenlosen Güter, deren sich die deutschen Soldaten angenommen haben, indem sie in sogenannte Landwirtschafts-Bataillone eingeteilt waren, werden vermutlich nicht Schaden leiden. Ich besuchte ein solches Gut in Shonssnik, ein paar Meilen östlich von Pultusk; man steht wie auf einer hohen Strandanhöhe und tief unten dehnen sich die meilenweiten Sümpfe, Bagno Pulwy, als eine ebene, sammetgrüne Matte aus, auf der das Wasser in blaugrauen Flecken gewissermassen durchsickert und die niedrigen Birken, von oben gesehen, wie Riedgras oder Farnkraut erscheinen.

Man muss mit den heimlichen Stegen, die sich von Bülte zu Bülte hinschlängeln, sehr vertraut sein, um den Versuch zu wagen, über den Sumpf zu gehen, und das muss dann im trockensten Hochsommer sein. Es klingt unglaublich, wenn man hört, dass die deutschen Schützenlinien nach abgelegter Feldbepackung quer über Bagno Pulwy zum Angriff vorgingen, nachdem die Narewlinie im vorigen Sommer durchbrochen war; die russischen Stellungen sind in eben dem Strandkamm eingegraben, auf dem wir stehen und selten hat wohl eine natürliche Festungslinie ein offeneres Schussfeld und einen breiteren Wassergraben vor sich gehabt.

Jetzt residiert hier eines der fliegenden Landwirtschafts-Bataillone und geht von Dorf zu Dorf und von Gut zu Gut, indem es die höchste landwirtschaftliche Technik mit der wirkungsvollsten militärischen Organisation vereinigt. Solche Bataillone folgen überall den russischen Mordbrennerbataillonen auf der Spur, die im vorigen Sommer mit Petroleumspritzen und Benzinbomben über das Land gingen, Scheunen und Magazine zerstörten und eifrig versuchten, das emporwachsende Getreide anzuzünden oder, wenn das missglückte, es mit grossen Walzen niederzutrommeln; die gleichen Truppen luden das Vieh in Eisenbahnzüge, die dann in Brand gesteckt oder ins Wasser geworfen wurden, so dass die Weichsel und der Narew von Hunderten aufgedunsener Pferdekadaver gefleckt waren, pferchten die Menschen in Lastwagen zusammen, die man dann sortierte und mit einer Kreideaufschrift über den einen oder anderen Bestimmungsort, Astrachan z. B., versah — nach polnischen Berechnungen wurde auf diese Art eine Million Menschen einem namenlosen Elend oder einem qualvollen Tod überliefert — und zerstörten die Zuckerfelder, Spinnfabriken und industriellen Anlagen aller Art im Werte von Hunderten von Mil-

lionen. Das waren die an gewissen Stellen bewunderten und gepriesenen Versuche der Russen, die ehrenreichen Ueberlieferungen von 1812 aufrecht zu erhalten. Zwei Züge kehren immer in den Schilderungen von diesen Verheerungen wieder. Der eine ist der fröhliche Arbeitseifer, der sich auch auf das an sich Zwecklose erstreckt: an vielen Stellen, wo die Saat wirklich noch stehen geblieben war, nahm man sich doch die Mühe, die Häuser der Bauern und die leeren Scheunen zu verbrennen. Der andere Zug ist die Zugänglichkeit für klingende Argumente, die eine der sympathischsten Eigenschaften der russischen Staatsorganisation bildet. Mit zehn Rubeln in bar kann man unter den gegebenen Verhältnissen Werte von ein paar Millionen retten, denn lange wirtschaftliche Berechnungen und kleinliches Schachern gehören nicht zum russischen Charakter. Derartige rasche Stimmungswechsel passen zu der herzlichen Gutmütigkeit, die mit Recht von russenfreundlichen Schriftstellern hervorgehoben wird. Auf dem Wege zwischen Warschau und Nowo-Georgiewsk fuhr ich an dem Gut Jablonna vorbei, auf dem die Mauerpfeiler der grossen wirtschaftlichen Gebäude einen ganzen Wald bildeten. Der betagte Stallwächter, Adam Trojanowski, hat mir erzählt, wie er in der späten Augustnacht die Not schilderte, in die das Volk geraten müsse, wenn ihre Häuser verbrannt würden und dies dem russischen Offizier so lange vorhielt, bis dieser ergriffen von Mitleid mit einer Träne im Auge frug, ob er auch Geld habe. Leider hatte der polnische Alte nichts und war also ausser Stand, sich die zitternde Rührung angesichts des Unglücks zunutzen zu ziehen, die dem russischen Seelenleben so oft ihren Stempel aufdrückt.

Es begegnete mir mehr als einmal, wenn ich mit deutschen Offizieren und Beamten sprach, dass ich sie ihre Anerkennung über die Planmässigkeit und Schnelligkeit des russischen Zerstörungswerkes ausdrücken hörte; es wurde dar-

auf hingewiesen, dass die Russen in diesem Punkte, wie in mehreren anderen, Proben für eine grossartige und rücksichtslose Organisationsfähigkeit abgelegt hätten, die sie zu Achtung gebietenden Gegnern machte. Der Ton war dabei vollkommen aufrichtig; ich kannte ihn schon von den offiziellen Kreisen in Berlin, wo man geneigt ist, die rein technische Leistung, die die Press- und Telegrammfehden der Entente über die ganze Welt hin bedeuten, vollkommen anzuerkennen. Es ist bezeichnend für die deutsche Objektivität, dass man energische und zielbewusste Arbeit so redlich würdigt.

In Shonssnik, oberhalb von Bagno Pulwy, hatten die deutschen landwirtschaftlichen Soldaten ihre Arbeit vollendet und die Felder warteten nur noch auf den Segen des Himmels. Der Befehlshaber war ein Gefreiter, aber er führte sein Kommando mit der ganzen Autorität der Erfahrung: er hatte sich schon vorher als ungewöhnlich einsichtiger und tatkräftiger Kriegslandwirt bekannt gemacht, der mehrere grosse Güter wieder auf die Füsse brachte. Ich wurde übrigens Zeuge eines kleinen Auftrittes zwischen ihm und dem Kreisvorstand, und dieser Vorgang verdient, als ein neuer Beleg zur Charakteristik des Preussentums, erzählt zu werden. Der Gefreite, der selbst Bauer war, hatte offenbar die Neigung seines Standes, möglichst wenig unnötige Ausgaben zu machen. Es kam nämlich heraus, dass er bei den in der Umgebung wohnenden Bauern Pferde geliehen hatte, um die letzten Frühlingsarbeiten zu berwerkstelligen, und dass weder er noch die Besitzer der Pferde an eine Bezahlung bei diesem Leihgeschäft gedacht hatten: es waren ja nur Kleinigkeiten, im Augenblick konnten die Pferde nicht anders verwendet werden, man war es nicht anders gewöhnt und ein andermal konnte man einen Gegendienst leisten — in der Tat, es fehlte ihm weder an Gründen noch an Gesichtspunkten, als er in strammer Haltung in seiner

schirmlosen Lagermütze dastand, wobei er jedoch einen Strohhalm in der Hand hielt, mit dem er nach der Art der Bauern während seiner Runde durch Stall und Scheune gespielt hatte. Aber ein deutscher Kreisvorstand hatte seine soliden Argumente: die Instruktionen, die vorschreiben, dass alle Requisitionen bezahlt werden müssen und weder Ausnahmen noch Gegendienste oder sonst erklärende Umstände kennen. Der betriebsame Landwirt wurde dahin verständigt, dass er sich unverzüglich schon am Morgen des folgenden Tages auf dem Büro des Kreisvorstandes einzufinden habe mit einem vollständigen Verzeichnis über all seine Requisitionen an Pferden, um die Bezahlungsmittel zu quittieren, und er bekam eine sehr bestimmte Ermahnung, dass seine bekannte wirtschaftliche Begabung sich jetzt zum letztenmal ungestraft entfalten dürfe. Als wir uns wieder in den Wagen setzten, und der Kutscher mit der Peitsche knallte, liessen wir ein recht niedergeschlagenes und gekränktes landwirtschaftliches Genie hinter uns und als der Gefreite stramm stand, richtete er ein paar dunkle, vorwurfsvolle Augen auf uns, so dass ich ihn ein wenig bemitleidete, denn ich könnte meine Hand dafür einsetzen, dass sein Vorgehen frei von allem Arg war. Ich beruhigte mich nicht eher, bis ich die strengen Formalisten in Uniform mit all jenem Humor und jenem psychologischen Verständnis von ihm sprechen hörte, die sein Fall verlangte, doch mit dem Refrain: „Aber seinen Instruktionen muss auch der Beste folgen“.

Von deutscher Seite hörte man durchgehends vorteilhafte Urteile über die polnische Landbevölkerung; sie wird als anspruchslos und fleissig geschildert. Der Fremde bekommt auch den sympathischsten Eindruck. Vor allem fällt ihm die polnische Sauberkeit in die Augen; sie stellt das ganze Volk auf eine andere Stufe, als die Juden und die Russen. In Sochatschew am Bsura, wo der Stellungskrieg den ganzen

ersten Kriegswinter hindurch raste, besuchte ich obdachlose Polen, die sich in ausgeräumten russischen Schützengräben niedergelassen hatten. Es war hübsch und reinlich unten in den Erdlöchern; in einem von ihnen sass ein Knabe und pinnte ein Paar Stiefel mit munteren Hammerschlägen; seine Mutter erzählte, dass der Vater des kleinen Schuhmachers Soldat in der russischen Armee sei „und wo er jetzt ist, weiss ich nicht, nur Gott". In einer anderen dieser unterirdischen Wohnungen spielten zwei kleine einsame Mädchen, die eine zeichnete auf einer Schiefertafel, die andere sah zu und lachte, und die beiden wurden nur ein wenig verlegen, nicht im geringsten ängstlich, als sich die fremden Männer durch die schmalen Windungen der Verbindungsgräben hereindrängten. Ein Strauss von gelben Butterblumen und weiss-violetter Wiesenkresse stand auf dem Tisch und durch das kleine Fenster hoch oben an der Wand fiel ein Sonnenstrahl herein und vergoldete die blonde Locke an der Schläfe des einen Mädchens. Armut und Not hatte hier gar nichts schwül Drückendes oder Schmutziges, und als wir wieder herausgingen, läutete abermals das muntere Mädchenlachen in unseren Ohren. Für jeden, der Warschaus Armenviertel und Ghetto gesehen hat, nehmen sich Sochatschews Schützengräben wie lächelnde Sommerfreuden aus. Der menschlichen Armut ist die Spitze abgebrochen, wenn Luft, Licht und Wind frei um die Wohnungen spielen, wenn der Jubel der Lerchen vom Himmelsgewölbe herabströmt über grüne Wiesen, auf denen sich die Kibitze schreiend im Sommerwinde tummeln, der das silberblaue Band des Bsura kräuselt. Auf der Erdhöhe über den Schützengräben sitzt ein barfüssiger, braun gebrannter Junge mit einem Haar, das vom Sonnenschein weiss gebleicht ist; er bläst die Flaumfedern von einer Kuhblume ab, sieht zu, wie der Wind sie über Wiesen und Wasser forträgt, folgt ihnen

mit den Blicken, bis sie verschwinden und denkt vielleicht darüber nach, ob sie bis in die fernen Gegenden fliegen, wo der Vater mit dem Gewehr auf Posten steht.

Die polnischen Bauern sehen prächtig aus; man begegnet braunhäutigen Gestalten mit Zügen, wie aus Holz geschnitzt, mit festen, bartlosen Lippen und schwarzem Haar, aber man sieht auch einen viel helleren Typ mit dem buschigen und herabhängenden nationalen Schnurrbart. Den Schafpelz legen sie selten ab. Wenn der Mitsommer kommt, wenden sie die Wolle nach aussen. An vielen Orten tragen sie noch ihre unerhört farbenstarken Nationalgewänder, die aus Wollzeug in roten, grünen, blauen und krappfarbenen Streifen hergestellt sind. Die Wolle wird daheim gewebt und gefärbt und zwar nach sehr primitiven Methoden, aber das Tuch ist so gut wie unzerreissbar; es ist sehr teuer und soll bis zu 30 Mark das Meter kosten. Die Röcke der Frauen sehen aus, als wären sie aus schmalen, verschiedenfarbigen Streifen zusammengeflickt, so besonders in dem reichen und konservativen Gebiet um Lowitsch, wo die Ränder am breitesten sind; oben im Gouvernement Lomscha sind die Streifen schmäler und das Garn ist nicht daheim gefärbt, sondern wird in die Fabriken nach Lodcz geschickt. Wenn es regnet oder staubig ist, nehmen die Frauen den Rock ungefähr wie einen Regenkragen über den Kopf. Es macht einen eigenartigen pitoresken Eindruck, wenn man Gruppen von Bauern in der Volkstracht auf den Wegen sieht, so wie ich es auf der Heimfahrt von einem Markt in Lowitsch getan habe; die weiten, bunten Kniehosen der Bauern, die der Länge nach gestreift sind, erinnern an ein mittelalterliches Kostümfest. Den festlichsten Anblick aber genoss ich an einem strahlenden Sonntagvormittag, als die Wege zwischen Naiselsk und Pultusk voll von Kirchengängern waren. Die jungen Mädchen wanderten in ihren fröhlichen und strahlenden Gewändern mit roten Korallen-

halsbändern und barfuss dahin und trugen das Liederbuch und die Schuhe in der Hand, die sie nicht anziehen wollten, bevor sie an das Kirchentor kamen; um dem Staub der Chausseen auszuweichen, gingen sie auf den ausgetretenen Stegen neben den Wegen oder quer über das Feld hinüber zu der weissen Kirche auf ihrem Hügel und die starken Farben glitten zwischen dem hellen Grün der Birken dahin, während junge Stimmen durch die Stille des Morgens klangen, wenn Begrüssungen oder Zurufe ausgetauscht wurden. Sie verbreiteten sich wie ein Strahlenregen von Farbe und Lust über die ganze Landschaft, und wenn man ihre Gesichter sah, so verstand man, dass sie auf dem Wege zu einer Feier, zu einem Feste waren.

III.

Die Liebe zu Prunk und Pracht wurzelt, wie man deutlich sieht, tief im polnischen Wesen; es ist, als verlange die einförmige, unbewegliche und farblose Landschaft schärfere Unterbrechung und lebhaftere Bewegung bei den Menschen. Die polnische Heimindustrie begünstigt die grellen Zusammensetzungen. Die Bauernfrauen, auch die ärmsten, besitzen grosse Vorräte an bunten und weissen Leinentüchern und Geweben; auf den Betten kann man ganze Stösse von Kissen mit den prächtigsten Spitzen an den Überzügen sehen, die ein Zeugnis für den natürlichen Schönheitssinn des Volkes ablegen. Neigt man zu volkspsychologischen Verallgemeinerungen, so fällt es einem nicht schwer, eine ganze Menge von Zügen zusammenzustellen, die alle einen starken Rückschlag des Temperamentes gegen die graue Einförmigkeit der polnischen Natur bedeuten: die Liebe zu Festen und Aufzügen, zu erregten Szenen und ge-

meinsamer Exaltation, die die alte polnische Überlieferung in der Geschichte des Volkes, im Gesellschaftsleben und der Dichtung bildet; die Freude am wirbelnden Tanz — es gibt kaum irgend ein Volk, das soviele Beiträge zur Tanzkunst geliefert hat, wie das polnische mit seinem Mazurka, seiner Polonäse und seinem Polka. Ist man spitzfindig veranlagt, kann man ja darauf hinweisen, dass Kopernikus derjenige war, der zuerst den kühnen Gedanken von dem Chortanz der Planeten um die Sonne aussprach; allerdings behaupten die Deutschen, er sei nicht Pole, sondern Preusse gewesen. Fährt man an den Bauernhöfen draussen auf dem Lande vorbei, so kann man mit billigem Triumph auf ein unzweideutiges Zeichen dieses Hanges zu lebhafter Bewegung und Erregung hindeuten: nämlich auf die grossen Schaukeln, die so charakteristisch für die Häuser sind. Sie fehlen kaum bei den grauesten Hütten. Sie werden im Frühling aus dicken Baumstämmen gezimmert und während des Winters, wenn alles andere Holz verbraucht ist, niedergehauen und verfeuert; im Sommer aber sieht man einen Knaben und ein Mädchen, einen Knecht und eine Magd nebeneinander auf dem Brette stehen, die Gesichter nach entgegengesetzten Seiten gekehrt, und die Schaukel fliegt fast lotrecht in die Höhe, wobei ein geller Schrei und ein übermütiges Winken nach den Vorüberfahrenden den Schwindelnden die Lust vervollständigt. Aber ach — in diesem Jahre sind allzu viele von den jungen Burschen fort, der eine Platz auf dem Schaukelbrett ist leer oder es stehen dort zwei einsame Mädchen in Gedanken versunken; die Schaukeln schweben hin und her, die bunten Röcke flattern, aber das Spiel hat keinen richtigen Schwung und als das Automobil mit den Uniformen vorüberfährt, winken die weissen Leinenärmel sachte, lange und scheinbar wehmütig, so wie man etwas unendlich Fernem und Entschwindendem zuwinkt.

Die Schaukeln neben den Bauernhöfen fallen umso mehr in die Augen, als die Häuser sehr selten von Gärten umgeben sind. Fruchtbäume sieht man fast nur in den Dörfern an der Weichsel und sie bilden dort ein Zeichen für die deutschen Kolonien, die überall unten am Flusse liegen; die polnischen Gärten weiter oben auf den Höhen sind kahl. Bloss im Gouvernement Lomscha sah ich Häuser in Birken und Tannendickicht eingebettet. Die Gebäude haben oft ein stark altertümliches Gepräge; ihre Dächer sind aus Stroh, das in Schichten übereinander gelegt ist wie Ziegel; auch die Aussenwände sind mit Stroh und Tannenzweigen überkleidet, um Schutz gegen die Winterstürme zu bieten. Man begreift leicht, dass in diesen grauen Höfen Bauern wohnen, die noch nicht überall den Holzpflug gegen moderne Geräte ausgetauscht haben und meistens, während der langen Winter, die Dreschflegel über das Korn gehen lassen. Die Bienenkörbe, die ich im Gebiet von Lomscha sah, waren mannshohe, ausgehöhlte, mit Rinden überdeckte Holzstämme — also wie die uralten Bienenstöcke, die hohlen Bäume, die unmittelbar vom Walde hergenommen sind. Der einzige Schmuck, den man an den Häusern sieht, ist eine schmale Leiste um die Fenster, bezeichnend genug ein Kreuz auf dem Giebel und manchmal auch andere religiöse Symbole. Man konnte neben den Fenstern merkwürdige Zeichnungen oder eingeritzte Figuren sehen, die Palmenwedeln oder Lebensbäumen glichen, deren Bedeutung mir aber niemals klar wurde. Geht man über den Hof, auf dem sich Perlhühner und Truthähne zwischen dem einfacheren Federvieh brüsten und betritt das Haus, so sieht man überall Ordnung und Sauberkeit. Von dem kleinen Vorraum aus kommt man auf der einen Seite in das Wohnzimmer und die Küche, von der aus eine Türe unmittelbar hinunter in den Kuhstall führt; auf der anderen Seite gelangt man in das Prunkzimmer, in dem unbenutzte Bet-

ten und der grosse Webstuhl stehen. Die Wände erstrahlen im Schmucke unzähliger Heiligenbilder, Marienbilder und Kruzifixe in den stattlichsten Farben, und dazwischen sieht man überall Bilder von Bischöfen und Photographien von Priestern. Die Priester sind zusammen mit dem höheren Adel die vornehmsten Vertreter des nationalen Gedankens; die russische Politik hat vor allem daran gearbeitet, Polen zur Unterwerfung unter die heilige Synode zu bringen und hat daher in ihnen ihre Todfeinde erblickt. Ihre Stellung war unerhört gefährdet: sie standen unter Polizeiaufsicht, und ihr Recht, sich an einem Ort aufzuhalten, war von Pässen mit kurzer Giltigkeitsdauer abhängig; in den Gebieten, wo auch griechische Katholiken wohnen, waren sie lebensgefährlichen Verfolgungen ausgesetzt. Man kann unmöglich bestreiten, dass sie sich mit Mut und Hingebung ihrem Berufe geopfert haben; in der Tat bilden sie auch eine Elite. Die katholischen Seminarien setzen sich aus allen Gesellschaftsklassen zusammen, aber nur der wird Priester, der Proben der Standhaftigkeit und des inneren Berufes für sein Amt abgelegt hat, die übrigen erhalten eine passende Versorgung an anderer Stelle.

Wenn man eine gewöhnliche polnische Bauernfrau über die Diener des Herrn sprechen hört, mit deren Bildern sie ihr Haus geschmückt hat, empfindet man einen Hauch aus jener Zeit, in der die Menschen für das Recht des Glaubens und Bekenntnisses kämpften. In Polen sind diese Zeiten noch nicht so fern; das ganze gegenwärtige Geschlecht hat sie erlebt, wie Cleinows grosse Arbeit über Polen zeigt. In den Jahren um 1870 wurden mehrere Gemeinden gezwungen, zur griechischen Orthodoxie überzugehen, und zwar durch allerhand Lockungen, mit List und Täuschungen und durch mystische Brandstiftungen, die die katholischen Kultgegenstände zerstörten. In Drelewa und Protulin, wo die Gemeinden den neuernannten griechischen Priestern den

Zutritt zur Kirche verweigerten, griff das Militär ein, und die Kirchenwege wurden mit dem Blute von alles in allem 12 Treugläubigen bespritzt. An anderen Orten wurden die Gemeinden eingesperrt, bis sie, von Hunger und Durst besiegt, die verhassten Verträge unterschrieben; es geschah auch, dass die eifrigen Tschinowniki ihren Willen durch verfälschte Protokolle durchzusetzen vermochten. Vieh und Besitzungen wurden zur Sühne mit Beschlag belegt, Männer und Frauen ins Gefängnis geführt, Kinder in Klöster eingesperrt und die Kosaken liessen die Knute über das ganze Land pfeifen. In dem Dorfe Lubenka wurde ein Untersuchungsrichter von einer Bauernfrau mit den Worten begrüsst: „Macht mit uns was ihr wollt, wir besitzen nichts mehr, man hat uns alles genommen, unsere Männer sind gefangen und wir haben nichts zu essen“. Es waren Bauern, die sich weigerten, Taufe, Hochzeit und Begräbnis nach den griechischen Gebräuchen vornehmen zu lassen.

Diese Verhältnisse hörten nicht eher endgiltig auf, als bis der Zar am 17. April 1905 infolge der erlittenen militärischen Niederlagen sein grosses Manifest erliess, das u. a. auch die Glaubensfreiheit einführte. Im Laufe von ein paar Wochen gingen nahezu 200 000 durch Zwang bekehrte „Uniaten“ wieder zum Katholizismus über, und so wurde das Ergebnis von jahrzehntelanger Unterdrückung und Verfolgung mit einem Schlag beseitigt. Das ist eine kleine Einzelheit, die zeigt, welch weitgehende Folgen die russischen Niederlagen für die unzähligen unterdrückten Rassen des Riesenreiches mit sich führen, und man hat, wenn man nicht ganz verhärtet ist, ein Gefühl für den wirklichen Inhalt jenes Wunsches, der solche Siege erhofft. Was der Kampf um den katholischen Glauben für die polnischen Bauern bedeutet, versteht man, wenn man hört, dass die Bauern in einigen Dörfern des Gouvernements Lublin am 15. Mai 1915 ihre Freude mit folgenden Worten zum Ausdruck brachten:

„Jetzt gibt es hier kein Russland mehr, jetzt sind wir wieder Polen geworden“.

Niemals war ich in einem Lande, in dem die Kirchen so besucht waren, wie in Polen. An einem Werktag kam ich zu einem provisorischen Tempellokal in Sochatschew, das neben der zerschossenen Kirche lag. Es bestand aus zwei grossen Räumen, wovon der eine zum eigentlichen Gottesdienst, der andere zu Begräbnissen und anderen kirchlichen Feiern diente. Der erstgenannte Raum war voll von andächtigen Frauen und Männern, die grosse Fliedersträusse mitgebracht hatten, um den Altar damit zu schmükken. Vor diesem Altar lagen sie auf den Knien, der junge Priester betete, eine Glocke ertönte, die Oblaten wurden ausgeteilt und gleich darauf traten die Gäste des Abendmahles vom Altar weg, um neuen Scharen Platz zu machen; jeder suchte seinen gewohnten Platz an der Wand wieder auf, um dort niederzuknien und im Gebete zu verweilen. In dem anderen Raum wartete eine Bauernfrau mit ihrem Mann auf den Priester, der ihr Kind taufen sollte; die kleine Gruppe, die geduldig auf den Knien liegend harrte, die Gestalt der Mutter, die sich über ein kleines, faltiges Gesicht beugte und dahinter der Vater mit einem ernsten ehrwürdigen Ausdruck, das war von ganz vollendeter, plastischer Wirkung; durch die offene Türe sah man den Knecht den Pferden vor dem Wagen Wasser geben. Es fiel mir hier wie überall auf, welch ungesuchten und wirklich schönen Ausdruck die Andacht bei den Bewegungen der Polen in ihren Kirchen annahm. Sie lagen fast immer auf den Knien, und man fühlte, dass diese demütige und stille Gebärde schon an sich Frömmigkeit bedeute. Es wurde mir erzählt, dass in Sochatschew die meisten Frauen zweimal zur Kirche gingen, um zu beten.

Auf dem Wege nach Pultusk kam ich eines Sonntags in eine einfache Landkirche in dem kleinen Dorfe Winniza,

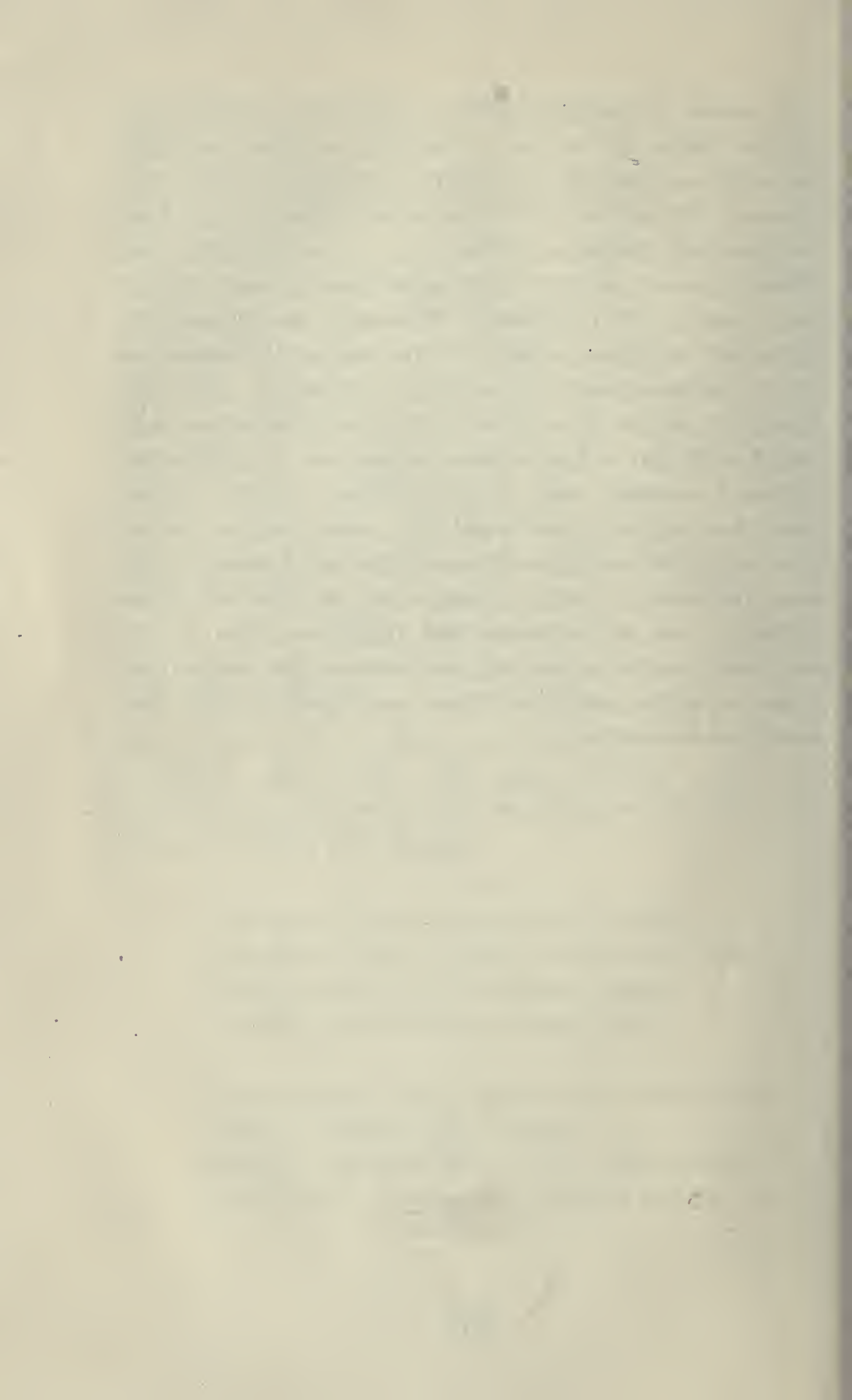
und auch dort duftete die ganze Kirche nach Flieder; die Frauen brachten ihn in grossen Büschen zusammen mit Sträussen aus Wiesenblumen mit. Welch lebendigen und warmen Eindruck machen nicht diese Kirchenwände, die hingebungsvolle Hände mit aller Pracht und allem Duft des Sommers geschmückt haben. Am Eingang befand sich, eingemauert in die Wand, eine Kreuzrose aus Bronze, die jeder Besucher küsste, nachdem er sich mit Weihwasser bespritzt hatte; die kleinen Kinder aber, die nicht hinauf reichten, küssten die Steine darunter, und in verschiedenen Höhen sah man abgenützte Flecke von ihren Lippen und den kleinen Fingern an den Stellen, wo sie sich vorbeugten und gegen die Wand stützten. Die Mädchen legten das Kopftuch zurecht und strichen die unbändigen Haarflechten glatt, bevor sie ihre Lippen auf das heilige Zeichen neigten. Drinnen in der Kirche klingen die Wechselgesänge zwischen männlichen und weiblichen Chören, die ein Vorsänger mitten in der Versammlung leitet. Gegen die Kirchenwand gelehnt und umgeben von ihren Knaben und Mädchen liegt eine Bauernfrau auf den Knien, die innerliche Andacht leuchtet aus ihren reinen Gesichtszügen, und ihre klare und sichere Stimme fällt eine Sekunde vor allen anderen in den Gesang ein. Der Mann ist nicht da, aber ihre Kopfbedekkung zeigt, dass sie nicht Witwe ist, er ist also im Felde. Man sieht viele von diesen madonnenähnlichen, bleichen und feierlichen Gesichtern in den polnischen Kirchen, und es fällt einem besonders auf, dass die ganz oder fast ganz blonden Typen die gewöhnlichen sind. Am Tage darauf besuchte ich einen Kindergottesdienst in Prasnysch und zählte Dutzende von hellen Flechten an den Mädchen, die aus dem Katechismus kleine Gedichte vom Schutzengel und der Jungfrau hersagten.

In Pultusk war die Kirche so voll, dass es unmöglich war, hineinzukommen. Der ganze Kirchhof mit seinen Wegen

und Gräbern, ja die Wege vor dem Kirchhof, waren von knienden Menschen bedeckt, die keinen Platz mehr bekommen hatten und jetzt ihren Rosenkranz beteten und in ihren Gesangbüchern lasen; viele hatten sich beim Chor niedergelassen, weil sie da wenigstens das entfernte Brausen des Gesanges hören und die Häupter im Takt mit der Orgelmusik wiegen konnten. Das war ergreifend. Und überall, wo das Automobil durch das Land sauste, waren die Wege voll von Kirchengängern, überall lagen Frauen, Kinder und Männer auf den Knien, überall stiegen Gesänge empor und duftete Flieder zu den Füssen der heiligen Jungfrau. Der 3. Mai, der neue Nationaltag, ist in ganz Polen auch in den Kirchen gefeiert worden und im Chor wehte die Standarte: die früher verbotene rote Seidenstandarte mit dem weissen polnischen Adler und der Aufschrift „Za Ojczyzne, Wolnosc i Lud!“ — für Vaterland, Freiheit und Volk, und die Standarte mit dem Bilde der Jungfrau Maria, Polens gekrönter Königin, der Herrscherin und Beschützerin des unglücklichen Landes, die in dem wunderbar schönen Gedichte Krasinskis „Der Psalm des guten Willens“ über die Milchstrasse wandelt, um dem Allmächtigen die Bitte des polnischen Volkes vorzutragen:

> Wir fleh'n Dich an: erneure unser Leben
> Und scheide von der Spreu des Herzens Korn.
> O möchtest Du des Guten Bestes geben,
> Gott, eines guten Willens heissen Sporn.
>
> Wenn nach der Zeiten Flucht von unsrem Bösen
> Posaunen künden des Gerichts,
> Dann gib uns, Gott, dass wir uns selbst erlösen
> Durch heilige Tat zum Tage Deines Lichts.

In diesem gewaltigen Pathos verschmelzen Religion und Vaterlandsliebe in eins: die exstatische Andacht, die begeisterte Frömmigkeit, die einzigartige Begabung für das Feierliche, die für polnisches Wesen charakteristisch ist, sind ein Ausfluss des gleichen, reichen und unerschöpflichen Gefühlslebens, das während jahrhundertelanger Unterdrückung und unter den schrecklichsten Prüfungen den leidenschaftlichen und trotzigen, heiligen und mystischen Gedanken von Polens Befreiung und Wiedergeburt genährt hat. Die tiefe Bewegung, die aus den Blicken der knienden Scharen leuchtet, ist nicht nur mit dem Bekennermut der Uniat-Märtyrer verwandt, sondern auch mit der kühnen Opferfreude der polnischen Legionen, die bereit sind, einer ewigen Idee zu dienen, die allen irdischen Wechselfällen und Veränderungen zum Trotz nie verloren gehen kann. In gleicher Weise schmelzen die patriotischen und religiösen Ideen in der messianischen Gedankenwelt zusammen, die von Polens grössten Dichtern und Propheten, von Mickiewicz und Krasinski, erbaut wurde.



Deutsche Ansiedler in Polen.

I.

Es gab vor dem Kriege in Polen ungefähr 600 000 Menschen, die sowohl von den Polen wie von den Russen abwechselnd als Deutsche und Protestanten bezeichnet zu werden pflegten — beide Namen waren etwas aufs Geratewohl hin gewählt, aber insofern richtig, als diese Menschen einer reformierten oder altkatholischen Richtung angehörten und deutscher Abstammung waren.

Ein grosser Teil von ihnen, ein paar Hunderttausend, leben in Lodz und den umliegenden Ortschaften; die ganze blühende Webeindustrie war von deutschen Einwanderern aus Schlesien, der Lausitz und Böhmen gegründet. Im Gouvernement Warschau wohnten etwa 100 000, in der Stadt selbst ungefähr 20 000, und etwa ebensoviele im Gouvernement Kalisch an der Grenze gegen Polen hin. Im übrigen aber waren die deutschen Landwirte über ganz Polen ausgestreut. Ein Teil von ihnen gehörte zu der Klasse der grösseren Gutsbesitzer, andere jedoch waren gewöhnliche Bauern. Viele von diesen deutschen Ansiedlungen gehen auf die Zeit Friedrichs des Grossen, ja noch weiter zurück; so oft man das Bedürfnis verspürte, ein Mustergut zu gründen, nahm man seine Zuflucht zu den deutschen Einwanderern. Noch heute sind sie die Vorbilder in der Landwirtschaft. Das geht aus den eigenen Berichten der russischen Beamten hervor. Der Präsident des Kammerkollegiums in Kielce, J. Orlow, weist in einer Schrift aus dem Jahre 1898 (angeführt von Cleinow) auf die überlegene Ordnung und Zielbewusstheit der deutschen Landwirtschaft hin und bemerkt, dass polnische Bauernerde mit 100 Rubel pro Desjatin, deutsche dagegen mit 2—300 Rubel bezahlt wird.

Man darf sich nicht vorstellen, dass diese fleissigen und tüchtigen deutschen Ansiedler Pioniere der deutschen Nationalität und des deutschen Reichsgedankens waren. Sie zeichneten sich durchgehends durch politische Gleichgiltigkeit aus, waren keineswegs stolz auf ihre deutsche Abstammung und oft genug hatten sie kein klares Bewusstsein ihrer eigenen Nationalität. In der Politik hatten sie keinerlei Einfluss und nicht einmal in wirtschaftlichen Fragen traten sie als geschlossene Gruppe auf; und dies trotz des Umstandes, dass die deutschen Bauern aus praktischen Gründen vorziehen, in Dörfern zusammenzuwohnen. Sie wurden auch in hohem Grade polonisiert; jeder der abgesplitterten kleinen Teile wurde rasch von seiner Umgebung aufgesogen. Der Generalsuperintendent von Warschau kennzeichnete in einer Schrift vom Jahre 1907 die in der Hauptstadt angesessenen Deutschen als national gleichgiltig. Nur eine äusserst geringe Zahl dieser evangelischen Gemeindemitglieder kümmerte sich darum, ob bei Begräbnissen, Hochzeiten und Taufen die heilige Handlung auf Deutsch vorgenommen wurde, obwohl es jedem frei stand, dies zu verlangen; durchgehends machten sie keinen Gebrauch von ihrem Recht, amtliche Zuschriften auf Deutsch zu erhalten, besuchten den polnischen Gottesdienst statt des deutschen usw.; oder wie der Generalsuperintendent sich ausdrückt, „man nimmt Rücksicht auf seine gesellschaftlichen Verbindungen und die polnische Umgebung". Nicht einmal die Massnahmen, die die russische Regierung zur Bekämpfung der deutschen Sprache und Kultur in den Schulen traf, vermochten sie zur Gegenwehr aufzurütteln; diese Massnahmen beschleunigten allerdings nicht ihre Russifizierung, aber ihre Polonisierung.

In Deutschland hat man natürlich eine derartige Haltung der deutschen Elemente lebhaft getadelt, und auch an den bittersten Beschuldigungen hat es nicht gefehlt. Man hat

ganz einfach erklärt, dass die deutschen Industriekreise in Lodcz den schnödesten Profithunger über alles setzen: sie stünden mit der russischen Regierung auf bestem Fuss und nützten alle Vorteile aus, die das System biete, und irgend welche anderen Gesichtspunkte als die rein wirtschaftlichen wären ihnen unbekannt. Dies kann ja in bezug auf einige reiche Bürger richtig sein — viele von ihnen haben während des Krieges ihre Zuflucht zu Kopenhagen genommen, wo sie die Entwicklung der Dinge abwarten —, aber ganz sicher ist, dass diese Anschauungsweise nicht auf die Hauptmasse der deutschen Ansiedler in Polen in Anwendung gebracht werden kann. Deren Psychologie ist eine andere, und besonders uns Schweden fällt es nicht schwer, sie zu verstehen. Dem Deutschen fehlt es, wie dem Schweden, als Auswanderer an nationalem Selbsterhaltungsinstinkt. Er besitzt nicht das instinktive Selbstbewusstsein, die defensive Haltung, die ihn von seiner Umgebung unabhängig machen könnte. Einem Franzosen oder Engländer — am allerwenigsten einem Polen — fällt es nicht leicht, sich mit seinen Nachbarn gleichzustellen und deren Gesichtspunkte, Gefühle und Ideen sich anzueignen, für den Schweden und den Deutschen aber ist das die natürlichste Sache der Welt. Das ist eine gefährliche Eigenschaft, aber sie ist nicht ganz unsympathisch, im Gegenteil. Sie hängt zusammen mit der Empfänglichkeit und Frische des Gefühlslebens und mit der vorurteilslosen Freiheit des Verstandes; sie ist vielleicht ein Zeichen für ein junges, bildungsfähiges und entwicklungstüchtiges Wesen. Es ist wohl mit den Völkern ebenso wie mit den Einzelnen: wenn sie älter werden, werden sie steif und unbeweglich, gebunden an die Gewohnheiten und misstrauisch gegen alles Fremde.

In der Nähe von Modlin (Nowo-Georgiewsk) besuchte ich deutsche Ansiedler. Es war ein grosser und reicher Mühlenbesitz, auf dem das ganze Gebiet sein Getreide zusammen-

zutragen pflegte, und wie so oft hatte der Müller und Grossbauer eine höchst bedeutende und geachtete Stellung im Dorfe eingenommen. Jetzt, während des Krieges war diese Stellung noch mehr gewachsen. Die deutschen Offiziere erklärten, dass alle Schwierigkeiten dank des Mühlenbesitzers mit grosser Leichtigkeit überwunden werden konnten. Hier lebten ein Mann und eine Frau, denen alle Bauern wegen ihrer Uneigennützigkeit und Ehrenhaftigkeit vollkommen vertrauten, die alle Menschen und Verhältnisse kannten und mit all ihrer Autorität und Sachkenntnis den deutschen Behörden halfen, Ordnung zu schaffen und Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte. Die junge Frau, die früher Lehrerin in Lodcz gewesen war, hatte u. a. die Verteilung der Lebensmittel (mit Milch- und Zuckerkarten) für die ganze Bevölkerung des Ortes, also für 4000 Menschen geordnet; diese Arbeit versah sie von ihrer Küche und ihrem Vorratshaus aus, neben der grossen Haushaltung des Hofes. „Wäre es überall so gewesen wie hier", sagte ein deutscher Offizier, „so wäre ganz Polen wie ein Garten". Aber es zeigte sich, dass der Mühlenbesitz auch noch eine andere Rolle für die deutschen Offiziere in dieser Gegend spielte. Hier steht nämlich ein Klavier; des Abends mischen sich Beethovens Klänge in das Rauschen des Wasserfalles und Schumann ertönt zusammen mit dem Gesang der Nachtigallen aus den Fliederbüschen am Mühlenbach. Hier wird gesprochen, gesungen und musiziert, hier gibt es Bücher, deutsche und fremde Klassiker, hier wird Englisch und Französisch gelesen. Man kann verstehen, was diese Oase in der Wüste für die deutschen Offiziere bei ihrem einförmigen Dienst bedeutet. Das Bemerkenswerteste aber ist, dass der Mühlenhof genau die gleiche Rolle während der Russenzeit spielte. Auch damals war er der Mittelpunkt für alle Verhandlungen der russischen Regierung mit der Bevölkerung des Ortes, und es wird erzählt, dass die anständigsten und

gebildetsten russischen Offiziere in Nowo-Georgiewsk den Weg zu dem Klavier und zu den Bücherständen ebenso gut kannten wie jetzt die deutschen, und dass die Gastfreundschaft die gleiche war. Die Besitzer des Mühlenhofes beschäftigen sich vorsätzlich nicht mit Politik.

Das verhindert natürlich nicht, dass sie bei Kriegsausbruch, ebenso wie alle anderen Anhänger des evangelischen Glaubensbekenntnisses von Haus und Hof vertrieben wurden. Ihr Geschick hätte sich tragisch genug gestalten können, wenn sie nicht glücklicherweise über einen Grundbesitz in Warschau verfügt und infolgedessen das Recht gehabt hätten, dort zu bleiben, anstatt sich der Unsicherheit und den Leiden des Flüchtlingsloses auszusetzen.

Ich weiss nicht, inwieweit der Mühlenbesitz charakteristisch für das Leben der deutschen Ansiedler in Polen ist, aber so, wie er mir jetzt in der Erinnerung vorschwebt, scheint er mir typisch für alte deutsche Provinzkultur zu sein, mit seiner strengen Ordnung, mit dem Wohlstand und Arbeitsfleiss und der ganzen patriarchalischen Stellung, als Muster und verantwortlicher Leiter des gesamten Gebietes, mit den treugepflegten musikalischen und literarischen Ueberlieferungen und der ruhigen, vollkommen loyalen Resignation in bezug auf alle politischen Angelegenheiten. Gerade so haben viele Generationen von tüchtigen, gottesfürchtigen, hilfsbereiten und friedlichen deutschen Bürgern und Bauern in der Vergangenheit gelebt, ohne sich um die zu kümmern, die die Macht in der Hand haben; sie waren nur eifrig darauf bedacht, ihr Erbe zu verwalten und jedermann in ihrem kleinen Kreis recht zu tun; wenn ich jetzt die junge Frau in der Milchkammer sehe, mit dem kleinen, elternlosen, polnischen Mädchen, das nun auf dem Mühlenhof adoptiert worden ist und sich an ihrer Schürze festhält, wenn ich sehe, wie sich die Not des Krieges und die Verwirrung des Flüchtlingsloses als Hintergrund von der liebevollen und aufopfern-

den Arbeit abheben, dann ist es mir unmöglich, mich gegen das Gefühl zu verschliessen, dass die Poesie von „Hermann und Dorothea“ über dem Mühlenhof schwebt, die Poesie des deutschen Gemütes und des kleinbürgerlichen deutschen Idylls, verwoben mit den blutigsten Schauspielen der Weltgeschichte. In dieser Hinsicht bewahrt also die Ansiedlung in der Fremde treu die alten deutschen Ueberlieferungen der politischen Neutralität zum Trotz.

Ein anderer deutscher Hof in der Nähe von Nasielsk hat ein unglücklicheres Los gehabt als der Mühlenhof. Dort lag kein Stein mehr auf dem andern. Der Besitzer und sein Bruder, der ihm bei der Bestellung des Hofes geholfen hatte, wohnten jetzt in einem provisorischen Holzschuppen, der auf dem niedergebrannten Grundstück errichtet war, und obwohl alle die vielen, prächtigen Gebäude zerstört und das Vieh in Mengen totgeschlagen war, war es den beiden betriebsamen Brüdern geglückt, ihren Boden zu bestellen — nach sachkundigem Urteil war ihr Grund genau so sorgfältig gepflegt, wie der der umliegenden Höfe, die von gar keiner Verheerung heimgesucht waren. Die beiden jungen, kräftigen Männer, deren ganzes gepflegtes Auftreten und Aeussere und verbindlich lächelndes Wesen einen merkwürdigen Kontrast zu der elenden Wohnung und der düsteren, verrussten und aschgrauen Umgebung bildeten, schienen nicht den Mut verloren zu haben, und erzählten mit der ruhigsten Miene der Welt von dem Geschick des Hofes und den Gefahren, die ihnen selbst gedroht haben. Eines Tages im August 1914 kam eine Abteilung von Pionieren aus dem nahegelegenen Nowo-Georgiewsk auf den Hof, und obwohl das Gut erst kürzlich von einer Art militärischen Inspektionskommission besichtigt worden war, ohne Anlass zu Ausstellungen zu geben, begann man sogleich eine umfangreiche Arbeit mit Dynamit und Petroleum. Als Grund gab man die Rücksicht auf militärische Zweckmässig-

keit an, denn seltsamerweise war es nötig, gerade den deutschen Hof, aber keinen von den anderen in der Umgebung liegenden zu vernichten. Mitten unter der eifrigsten Zerstörungsarbeit fand man im Keller einen Vorrat von Superphosphat — man konnte noch Reste der unheilvollen Säcke sehen. Sie flössten den Russen den schwärzesten Verdacht ein: ohne den geringsten Zweifel war der Zement dazu bestimmt, Betongründe für die deutsche Belagerungsartillerie herzustellen — also ein gemeiner Verrat, der auf der Stelle exemplarisch bestraft werden musste. Vergeblich erklärte der eine der Brüder, der gerade anwesend war, dass die Säcke ein in Deutschland ganz gewöhnliches und unschuldiges Düngmittel enthielten. In Polen ist der Gebrauch von Superphosphat ausserhalb der deutschen Kreise selten und die leere Ausflucht wurde denn auch mit Verachtung und Misstrauen aufgenommen. Der Sicherheit halber wurde die Sache dem General in Nowo-Georgiewsk per Telephon berichtet, und die Antwort lautete prompt: „Erhängt ihn!“ Der junge Deutsche sah schon das Seil vor seinen Augen, als er zu seiner eigenen frohen Ueberraschung den Gesichtspunkt geltend zu machen vermochte, dass von Rechts wegen nicht er, sondern sein Bruder erhängt werden müsse: der Bruder war der juristische Besitzer des Hofes, während er selbst nur sein unverantwortlicher Helfer war. Der Bruder befand sich auf Grund eines Kriegsukas, der protestantischen Gutsbesitzern verbot, sich irgendwo anders als in der Hauptstadt aufzuhalten, in Warschau. Er wurde verhaftet, aber auf jeden Fall hatte man Zeit gewonnen, und mit Hilfe von vereidigten Chemikern gelang es, die diensteifrigen Pioniere davon zu überzeugen, dass Superphosphat nicht Zement ist.

All das wurde uns mit stoischer Ruhe erzählt, ungefähr als eine Probe der Schwierigkeiten, die unter russischer Verwaltung mit modernen landwirtschaftlichen Methoden verknüpft sind. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass sich

die Brüder in ihrer schwierigen Lage auch anderer Argumente als reiner Vernunftsgründe bedienen mussten. Als ich frug, ob sie im russischen Heere gedient hätten, entgegneten sie ganz offenherzig, dass sie statt dessen seinerzeit 800 bzw. 300 Rubel bezahlt hätten. Sie erklärten mir, dass diese Abgaben mit der grössten Sorgfältigkeit und Gerechtigkeit der wirtschaftlichen Stellung der Betreffenden angepasst würden; sie fanden, dass das Verhältnis zwischen ihnen ganz richtig getroffen sei und versicherten, alles ginge ordentlich und ehrlich zu. Ein Gutsbesitzer aus ihrem Bekanntenkreis hatte z. B. dem Militärarzt 2000 Rubel gezahlt, aber gleich danach wurde dieser Beamte versetzt, so dass sein amtliches Zeugnis den Wert verlor; vor seiner Abreise besuchte er den Gutsbesitzer und zahlte die 2000 Rubel zurück. Derartige kleine Einzelheiten geben einem Westeuropäer einen ganz neuen Einblick, wie normal und vom allgemeinen Rechtsbewusstsein anerkannt jenes System ist, das wir in unserem Unverstand Bestechungswesen nennen. Ich für meinen Teil begriff jetzt blitzartig eine Aeusserung, die ein russischer General einmal auf einem Boote zwischen Bergen und New-Castle mir gegenüber getan hatte und die ich damals ganz einfach lächerlich fand. Er klagte nämlich darüber, dass französische Politiker Geld annähmen, ohne dann zu tun, was sie versprochen hätten. Ich für meinen Teil hatte nie eine grössere Ehrlichkeit in Bestechungsgeschäften erwartet und meine Entrüstung war daher nicht so hitzig, wie sie vielleicht hätte sein müssen. Der alte General hatte jedoch von seinem Standpunkt aus recht: in derartigen Geschäften steht die Moral offenbar in Russland höher, und das ist für den Ethiker eine interessante Tatsache.

II.

Kurz bevor ich nach Pultusk kam, hatte man die neuen Räumlichkeiten für die dortigen Chederschulen eingeweiht. Die alten, gesundheitsschädlichen Löcher hatte der deutsche Kreisvorstand ganz einfach ausgeräumt und abgesperrt, und dann wurde auf seine Initiative hin eines der grössten Häuser der Stadt mit 28 wohl ventilierten Klassenzimmern in Ordnung gebracht. Die jüdischen Oberrabbiner, die sich bei dem Feste eingefunden hatten, brachten den Dank ihrer Stammesbrüder zum Ausdruck für all das Wohlwollen, das von seiten der deutschen Regierung ihren religiösen und kulturellen Bestrebungen bewiesen wurde und der Kreisvorstand sprach seine Glückwünsche aus. Ich hatte das Vergnügen, diese ganze eindrucksvolle Feier in der zuletzt herausgekommenen Nummer der Gazeta Pulteska, Pultesker Zeitung, geschildert zu lesen, in einem offiziellen, auf zwei Sprachen geschriebenen Blatt, das sich durch seinen sachlichen und trockenen Stil und seinen zuverlässigen Inhalt auszeichnet, da es hauptsächlich Verordnungen und Bekanntmachungen enthält.

Die deutschen Kreisvorstände machen nicht immer die gleichen angenehmen Erfahrungen mit der jüdischen Bevölkerung der polnischen Kleinstädte. Während meiner Wanderung durch die Strassen von Pultusk in Gesellschaft des Kreisvorstandes begegneten wir nicht weniger als zweimal Juden, deren Kaftanfalten Ausbuchtungen und Wölbungen von aufsehenerregendem Umfang aufwiesen. Das wohlwollende Interesse des Kreisvorstandes förderte beidemale blanke Kupfergefässe von bedeutendem Gewicht zutage, und merkwürdigerweise zeigte es sich, dass die Angehaltenen jedesmal gerade auf dem Wege zur Metallsammelstelle waren,

wenn auch der eine sich in der Lage des Ortes geirrt hatte und der andere erst noch eine kleine Besorgung bei einem Verwandten in einem anderen Teil der Stadt machen wollte. In beiden Fällen war der Kreischef aufmerksam genug, ihnen einen bärtigen und schmunzelnden Landwehrmann als Wegweiser mitzugeben.

In den polnischen Kleinstädten gibt es keinen solchen Überfluss an Gelegenheiten zum Vergnügen, dass nicht die Juden in gewisser Weise populär wären. In vielen Offizierkasinos wird nie so herzlich gelacht, als wenn man sich die letzten Schmuggelgeschichten mit all ihren pittoresken Einzelheiten erzählt. Ich hörte eine grosse Anzahl davon und man lauscht ihnen nicht, ohne von einer gewissen Bewunderung für die zähe Ausdauer und Erfindungskraft der Juden ergriffen zu werden. Seit altersher haben die Juden eine Art Monopol als Aufkäufer, Viehhändler, Wirte und Kutscher auf dem polnischen Lande, und in der Tat versäumen sie keine Gelegenheit, um ihre dankbare Stellung auszunützen. Die grossartigste Farce, die ich hörte, war die wahre Geschichte einer grösseren jüdischen Begräbnisprozession, die unter strömenden Tränen und herzzerreissendem Wehgeschrei über die Grenze des österreichischen Okkupationsgebietes hereinkam und, wie sich dann herausstellte, einen Sarg voll Branntwein begleitete, da die Deutschen in Polen ein Alkoholverbot erlassen hatten. Die Sache wäre übrigens niemals entdeckt worden, wenn nicht ein Glaubensgenosse eine Stunde, nachdem der Begräbniszug die Grenze passiert hatte, festgenommen worden wäre: in wilder Verzweiflung darüber, dass seine zwei Branntweinflaschen aus dem Stiefelschaft hervorgezogen wurden, verriet er seine glücklicheren Konkurrenten.

Spricht man aber mit den Kreisvorständen, so kann man erfahren, dass die Sache auch ihre ernste Seite hat. Die Landwehrsoldaten sind in jedem Augenblick Bestechungsver-

suchen ausgesetzt, und ihre Vorgesetzten leben ständig in der Angst, dass diese Versuche einmal glücken könnten. Die energischsten Vorsichtsmassregeln werden getroffen, denn, wie ich einen Beamten es formulieren hörte, „es handelt sich ja darum, dass wir sie zwingen ehrlich zu sein und nicht sie uns, unehrlich zu sein". Ein Kreisvorstand vertraute mir an, dass er zu Anfang jeden Bestechungsversuch von seiten der Juden, auch wenn er missglückt war, bestraft habe, bis er eine erstaunliche Entdeckung gemacht habe, die sein tiefes Mitleid mit diesen Opfern der russischen Regierungskunst erweckte. Ein Soldat hatte ein paar jüdische Kutscher eingebracht, da er sie im Verdacht hatte, dass sie eine grössere Menge von Getreide in ihrem Wagen hatten, als ihnen die Ausfuhrlizenz gestattete und er teilte mit, dass sie ihm 20 Rubel angeboten hätten, um weiterfahren zu dürfen. Die Untersuchung ergab jedoch, dass sie genau so viel Getreide mit sich führten, als sie in dem benachbarten Kreise verkaufen durften. In diesem wie in mehreren anderen Fällen zeigt es sich, dass die Juden sich aus den Klauen der Gerechtigkeit mit teurem Geld freizukaufen versuchen, auch wenn die unschuldig sind — so sieht die Gerechtigkeit aus, an die sie sich gewöhnen mussten!

Viele von ihnen legen viel entgegenkommendes Verständnis für die Gesundheitspolitik der deutschen Regierung an den Tag, aber an einzelnen Orten kann es mit dem Einverständnis auch hapern. Ich war in einer kleinen Stadt — aus Diskretion soll der Name verschwiegen werden —, die der Schauplatz eines sehr erregten Auftrittes wurde. Die Juden, die dort, wie in allen anderen Städten, getrennt von den Polen für sich leben, zeigten keine Lust zu Ordnung und Sauberkeit, und der Kreisvorstand bestrafte sie nicht nur mit wiederholten Verweisen, sondern auch mit der Verordnung, dass die Bärte wegkommen sollten, da sie zu schmutzig seien. Dies rief Bestürzung und Verzweiflung

hervor; ein Oberrabbiner von Warschau stellte sich ein und bewies, dass die Bibel das Abnehmen des Bartes verbietet — religiöse Gefühle darf nicht einmal die deutsche Militärverwaltung verletzen. Aber der Kreisvorstand schrieb an Oberrabbiner in Deutschland und diese erklärten, dass sich das Bibelverbot nur auf Rasieren, nicht auf Schneiden beziehe, und der Kreisvorstand wies nun triumphierend darauf hin, dass es Scheren gäbe, die nur millimeterlange Stoppeln übrig liessen. In seiner Not bot der polnische Oberrabbiner im Namen der Bevölkerung 3000 Rubel an und versicherte, man wolle sich dreimal in der Woche entlausen lassen, wenn man nur die Bärte behalten dürfe. Aber der Kreisvorstand war unbestechlich und ein paar Bärte wurden geschnitten, um ein Exempel zu statuieren. Jetzt war wieder Ruhe eingetreten und der Kreisvorstand erklärte in meiner Gegenwart mit einem gutmütigen Lächeln, dass er keinerlei mörderische Pläne gegen die Bärte im Schilde führe, wenn nur diese und die Strassen und Wohnungen sauber gehalten würden. Niemals aber habe ich so nervöse Hände über die langen grauen und schwarzen Judenbärte fahren sehen, wie jetzt, wenn der Kreisvorstand mit Adlerblicken durch die Gassen der kleinen, halb niedergebrannten Stadt wanderte.

Es handelte sich hier jedoch um keine feinere und bedeutende Gemeinde, und der Kreisvorstand schrieb dem Rabbiner die Schuld an dem wenig ehrenvollen Auftreten zu. Der Rabbiner lag in ständigem Zwist mit seinen Gemeindemitgliedern und der Kreisvorstand hatte gerade einen ökonomischen Streit zwischen den Parteien schlichten müssen. Der Rabbiner hatte jetzt 500 Rubel kontant als Gehalt und ausserdem versah er den Handel mit Hefe und, dem Ritual entsprechend, das Schlachten — beide Funktionen stehen immer unter Kontrolle des Rabbiners — und sein Einkommen betrug nach sicheren Berechnungen 1500 Rubel. Damit war er nicht zufrieden und wollte wie vor dem

Krieg 800 Rubel kontant. Der Kreisvorstand hatte nach gründlicher Untersuchung der Gemeinde recht gegeben und verlieh seiner Ueberzeugung Ausdruck, dass es mit gottesfürchtigen und pflichttreuen Rabbinern keine Kunst sei, die Juden zu regieren, ohne sie aber sehr schwer. Er grübelte über eine zeitgemässe Reform der Talmudschulen nach.

Wahrhaftig den deutschen Kreisvorständen und Beamten fehlt es nicht an Stoff zum Nachdenken und auch nicht an politischen und sozialen Problemen, um ihre Tatkraft zu üben. Sie gehen in der Tat auch keinen Schwierigkeiten aus dem Weg. In Raschan, einer zerstörten Stadt mit ein paar tausend Einwohnern, war der Kommandant ein junger Architekt; er hatte einen bewunderungswerten Plan für den Wiederaufbau der Stadt entworfen, und wenn nur die Möglichkeit bestand, Geld herbeizuschaffen, so konnte Raschan eine so feine kleine Stadt werden, dass er sie kaum wieder verlassen wollte. Die Arbeitsfreude, Sachlichkeit und Pflichttreue, mit der sich diese Beamten in die ihnen gestellten Aufgaben vertiefen, ihre Fähigkeit, den ganzen Eifer und Ehrgeiz an dem Punkte einzusetzen, der ihnen anvertraut wurde, das alles ist so spezifisch deutsch, wie nur etwas. Dabei kommt ihnen ihre Offenheit und Empfänglichkeit zu Hilfe; sie zeigen keine falsche Ueberlegenheit, keine eitle Einbildung: alles muss studiert werden, alles hat seine Bedeutung und Arbeit ist Arbeit, eine Sache, die an und für sich gut und heilig ist.

Ich sprach mit dem Kommandanten in X., einer Stadt im Gouvernement Plozk; der Eingeweihte wird sie wiedererkennen, wenn ich erzähle, dass sich dort im Offizierskasino ein Bild mit Wilhelmsons Bauernmädchen von Bohus län befindet und fünf bezaubernde junge Füchse im Hof davor zu sehen sind. Die Stadt ist fast ganz zerstört; sie ist sechsmal abwechselnd von den Deutschen und Russen gestürmt

worden und auf jeder Strasse, in jedem Haus spielten sich Kämpfe ab. Für ein gewöhnliches Auge hatte sie nichts besonders Anziehendes mehr, aber der Kommandant hatte entdeckt, dass sie eine der schönsten und charaktervollsten Kleinstädte in Europa gewesen war und sich vorgenommen, sie aufs neue dazu zu machen. Er hatte übrigens ohne allen Zweifel recht und wird in noch höherem Grade recht bekommen. Die ziemlich schwer beschädigte Bernhardinerkirche aus dem 14. Jahrhundert war ein Juwel, und das damit zusammengebaute Kloster besass einen Garten, nach dessengleichen man suchen muss. Es war ein Genuss, die schattige Promenade an den soliden Ziegelsteinmauern entlang zu durchwandern und der Markt war so schön in das ganze Stadtbild hineinkomponiert und architektonisch so geschlossen, dass man nicht umhin konnte, die Baukünstler der deutschen Ordensritter zu bewundern. Ihr moderner Kollege beabsichtigte in seinem neuen Stadtplan eine Schutzzone um den ganzen mittelalterlichen Stadtteil anzulegen, und am Markt sollten die neueren Häuser nicht höher als zwei Stockwerke gebaut werden. Der alte Stadtplan sollte pietätvoll berücksichtigt und die neuen Viertel nach gesunden Grundsätzen umgestaltet werden. Nie war ich tiefer davon überzeugt, dass das Schicksal einer Stadt in die rechten Hände geraten sei und nie werde ich die Verliebtheit vergessen, die aus jedem Wort und jeder Massnahme hervorleuchtete. Es gab keine Ecke in den Schutthaufen, die er nicht kannte. Er frug mich, ob ich ihm glauben wolle, dass er niemals solche Sonnenuntergänge gesehen habe, wie von dem alten Klosterhof aus. Ich hatte heimlich den Verdacht, dass solche Sonnenuntergänge immer das Wirkungsfeld von Männern erleuchten, die in ihren Plänen aufgehen und sich in ihre Arbeit eingelebt haben, Männer, die von Schwierigkeiten umgeben sind und die Kraft fühlen, sie zu überwinden.

Die vornehmsten Helden der deutschen Verwaltung sind doch die deutschen Ärzte. Was sie mit unerhörter Anstrengung und Aufopferung in Polen schaffen, wird, wenn sich das Kriegsglück nicht ganz wendet, ein Werk von bleibendem Werte sein; alles, was unter der Leitung der verantwortungslosen russischen Aerzte und Behörden versäumt und zerstört wurde, fängt jetzt an, zu gesunden. Allein in Lodcz sind 10 000 Brunnen untersucht worden und 4000 erwiesen sich als gesundheitsschädlich; nach jeder Regenperiode gingen Typhusepidemien als Würgengel durch die Scharen der Kinder, die im bazillenreichen Kloakenwasser der Rinnsteine spielten. Zoll um Zoll wird jetzt der Augiasstall gesäubert. Während der ersten Zeit der Okkupation glaubte man, es mit einer grossen Flecktyphusepidemie im ganzen Lande zu tun zu haben, da die Sterblichkeitsziffern weit höher waren, als die Statistik sie für die letzten Friedensjahre angab; schliesslich aber wurde von eingeweihter Seite daran erinnert, dass man die Zahlen der offiziellen russischen Statistik nicht allzu ernst nehmen dürfe . . . In der Tat sind jetzt alle ansteckenden Krankheiten im Zurückgehen.

Und was kostet nicht diese Arbeit! Die deutschen Aerzte fallen ebenso wie die Soldaten auf ihrem Posten. Ich sprach mit einem dieser Pioniere der deutschen Wissenschaft, der ohne ein Zittern in der Stimme erzählte, dass von den fünf Kollegen, die Stellen als Kreisärzte in diesen Bezirken bekommen hatten, jetzt seine vier unmittelbaren Nachbarn alle an Flecktyphus gestorben seien. „Ich lebe vorläufig". Er sah es selbst als ein Wunder an, denn erst kürzlich war er telephonisch in das Lazarett des Nachbarkreises gerufen worden, wo er alles in Auflösung und den Arzt und die deutschen Pflegerinnen krank und sterbend fand; und während er daran arbeitete, die Verhältnisse neu zu ordnen, hatte ihn eine Laus gebissen. Aber diesmal war er seinem

Schicksal noch entgangen. Dass es nur eine kurze Frist sein konnte, das zu verhehlen, lohnte sich offenbar nicht.

Die russischen Aerzte starben nicht an Flecktyphus. Sie besuchten die Armenquartiere nicht, behandelten keine jüdischen Patienten und befassten sich nicht damit, die Bevölkerung zu entlausen.

Während wir auf dem Flussdampfer miteinander sprachen, sank die Dämmerung auf die breite, brausende Stromfurche des Narew und die meilenweiten polnischen Ebenen herab, und man dachte mit einer gewissen Bitterkeit daran, dass weit im fernen Westen die Bundesbrüder der Neger und kanadischen Indianer ihre johlenden Litaneien über den heiligen Krieg der Kultur gegen die Barbarei anstimmen. Ohne Phrasen, still und pflichttreu arbeiten hier deutsche Beamte und sterben deutsche Ärzte, damit Ordnung, Ehrlichkeit, Ehre und Verantwortungsgefühl die Herrschaft über ein reich begabtes Volk gewinnen, das von den Horden des Ostens in den Staub getreten und verwüstet worden ist.

Ich bin nicht ganz sicher, ob ich nicht während meines kurzen Aufenthaltes in Pultusk eine schwedische Erinnerung entdeckte. Es zeigte sich nämlich, dass der angesehendste Zuckerbäcker der Stadt den Namen Hasselberg trug. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, dass er und seine hübschen Töchter stattlich und blond waren, dass er nicht ein Wort deutsch verstand und nichts von einer deutschen Abstammung wusste, und dass schon sein Urgrossvater in Pultusk gelebt hatte. Unter solchen Umständen, und da er ausserdem sich und seinem Lande durch guten Kaffee und gute Wirtschaft Ehre machte und zu den angesehensten Bürgern der Stadt zählte, wurde er feierlich als Schwede ausgegeben und ausserdem die Vermutung, die nicht widerlegt werden konnte, ausgesprochen, dass sein

Geschlecht von einem Meisterkoch im Heere Karl XII. abstammte, der seinerzeit verwundet zurückgelassen wurde und dann ein Opfer der notorischen Unwiderstehlichkeit der polnischen Frau geworden war. Mein letztes befriedigendes Erlebnis in Pultusk bestand darin, diese historische Entdeckung mit Wohlwollen und Zustimmung entgegenzunehmen, aber das Thema wurde nicht erschöpft, denn der kleine Flussdampfer „Pultusk“ — ein früheres russisches Minenlegschiff, das jetzt zu der glänzenden deutschen Weichselflottille gehört — gab hörbare Zeichen seines Eifers, mich zurück nach Warschau zu führen. Er hatte schon vorher meine Streifzüge durch das polnische Land unterstützt.

Es ist ziemlich spannend auf den polnischen Flüssen zu fahren. Die Rudergänger müssen jeden Augenblick die wechselnde Form der Wellen, die Farbe, Helligkeit und Durchsichtigkeit des Wassers beobachten, denn nur dadurch können sie erraten, wo sich die wandernden Sandbänke gerade befinden. Sobald die Dunkelheit zunimmt, muss man da bleiben, wo man eben ist. Das ganze Fluss-System der Weichsel ist für Segelschiffe nicht befahrbar; die Russen haben für seine Regulierung nicht einen Bruchteil von jenen Kosten aufgewandt, die die Deutschen für das kleine Stück der Weichsel, das deutsch war, opferten. Es ist nicht leicht, auszurechnen, was Polen in wirtschaftlicher Hinsicht dadurch verlor; gegenwärtig wird ein grosses Regulierungsprojekt ausgearbeitet, das zu einer ungeahnten Blüte führen kann.

Wie unverantwortlich aber das russische System auch in wirtschaftlicher Beziehung war, man kann doch nicht leugnen, dass es die düstere und unheimliche Poesie des Flusses bewahrt hat. Der Strand ist nackt und verlassen, meilenweit gleitet man dahin, ohne ein Haus zu sehen. Auf den gelben Sandrinnen scharen sich die Lachmöwen zusammen

und auf den Strandhügeln heben sich die stattlichen Konturen der Reiher ab. Manchmal schweben sie mit gewaltigen Flügelschlägen über dem Spiegel des Wassers und der Nimrod auf unserem Schiff hatte, zitternd vor Eifer, die Gelegenheit einen regelrechten Fehlschuss auf die stolzen Vögel abzugeben. Zu seiner Verteidigung konnte er anführen, dass die Dämmerung schon eingetreten sei und das Korn vergrössert habe. Es war an der Stelle, wo der Bug, von den Ausläufern der Karpathen kommend, seine Wassermassen in die des Narew wälzt.

Man sieht hier nie einen Dampfer oder ein Schiff auf den Fluten. Die einzigen Fahrzeuge, denen man begegnet, sind die grossen Flosse. Auf den zusammengefügten Stämmen stehen kleine Häuser aus Stroh, in denen die Flösser ihre Unterkunft haben. Man berichtete mir, dass es jetzt Bestimmungen darüber gebe, wie hoch über dem Wasser die Schlafstellen liegen müssen, und dass nicht mehr als zwei Männer in einer Hütte wohnen dürfen. Auf diesen Flossen hat man seit urdenklichen Zeiten das polnische Getreide nach Danzig, Polens altem Ostseehafen, hinabgeführt, und man kann noch davon erzählen hören, welch wichtige Rolle diese kühnen und frohen Gesellen, die mit Bauholz und Korn ankamen, im Vergnügungsleben des Hafens und der Stadt zu spielen pflegten. Sie hatten Violinen mit sich und spielten polnische Mazurka und wirbelnden Walzer zum Tanz auf, sie zündeten abends auf ihren Flössen Fackeln an und luden zu Schnaps ein, zu polnischen Likören und Danziger Goldwasser, in dem rote Goldflocken tanzten und beim Schein der Fackeln mit echt polnischem Übermut in dem gewürzten Trank glitzerten — bei Bellman findet man das festliche Getränk besungen. So ergoss sich die polnische Lebensfreude über die öden Sandbänke und verlassenen Wasserspiegel der Weichsel und Narew.

Polen und Deutschland.

Wieviel realistischer die Auffassung politischer Probleme auf Grund der Erfahrungen des 19. Jahrhunderts geworden ist, kann kaum mit einem besseren Beispiel belegt werden, als durch einen Vergleich der Gesichtspunkte, die einem in bezug auf das zukünftige Schicksal Polens in unseren heutigen Tagen begegnen, mit denjenigen, die in den Klang- und Jubeltagen der polnischen Sympathien während des vorigen Jahrhunderts zum Ausdruck kamen. Die lyrischen Doktrinäre hatten auf ihrem Programm nur einen einzigen Punkt: Polens Wiedergeburt, Polens Freiheit, und es war, als bedürfe es nur eines Proklamierens dieses edlen Wunsches, um dadurch alle Schwierigkeiten zu beseitigen. In unseren Tagen sieht man die Aufgabe nüchterner an. Niemand wagt sich der Illusion hinzugeben, dass Polen durch eine Unabhängigkeitserklärung und eine Konstitution schon gesichert ist. Denn dahinter liegt das Problem, wie Polen ein lebensfähiger und staatlicher Organismus werden kann, und alle wirtschaftlichen und politischen Fragen, die mit den nationalen Ideen verwoben sind, eine dauerhafte Lösung finden können. In der Welt der Prinzipien ist alles einfach und klar, in der der Wirklichkeiten alles verwickelt und problematisch. Überströmendes Wohlwollen und poetische Begeisterung können nicht viele wertvolle Beiträge zur Lösung der Fragen liefern, wenn es sich darum handelt, die Folgen der einzelnen Schritte zu berechnen. Es wirkt beinahe gespenstisch, wenn jetzt ein Dichter seine Stimme zu pathetischen Deklamationen erhebt, wie es kürzlich Stanislaus Przybyszewski in seiner auf Deutsch und Polnisch herausgekommenen Broschüre „Polen und der heilige Krieg"

getan hat. Das poetische Genre, das während des 19. Jahrhunderts in Blüte stand: Lyrik über Polen — es trieb bei uns seine edelsten Schösslinge in den Gedichten Snoilskys — ist jetzt so gut wie vollkommen verstummt, gerade in dem Augenblick, da das Wohl und Wehe des polnischen Volkes tatsächlich entschieden werden soll.

Und doch ist es kaum wahrscheinlich, dass man sich jetzt mit Polens Geschick mit weniger wirklicher Teilnahme und echter Sympathie befasst als früher. Die übergrossen Phrasen, die der Ausdruck einer erhitzten Massenstimmung waren, sind eine sehr billige Ware und enthalten oft sehr wenig natürliches, erlebtes Gefühl; von wirklich intellektuellen und moralischen Elementen sind sie im allgemeinen chemisch frei. Es sind äusserliche Modebewegungen, die dazu dienen, das Bedürfnis der gedankenlosen Menge nach gemeinsamer Erregung zufrieden zu stellen; die formlose Schwärmerei für Polen war zu ihrer Zeit wenig wertvoller und beachtenswerter als z. B. der durch die Agitation der Entente grossgezogene Deutschenhass, dessen Woge augenblicklich über die ganze Welt geht und eine so unwiderstehliche Wirkung auf schwache Gehirne bis hinüber nach Paraguai und Argentinien ausübt, um von den anderen Ländern gar nicht zu reden. Auch jetzt gibt es wohl viele, die sich an dem Gedanken erfreuen, dass der Weltkrieg neues Licht für Polen bringen soll und von ganzem Herzen hoffen, der öde Fleck auf Europas Karte, den Snoilsky besang, möge wieder neu erblühen. Wenn sie schweigen, so geschieht das vor allem deshalb, weil sie wissen, dass Worte wenig helfen, und dass nur Willen und Beschluss eine Zukunft schaffen können, wenn hinter ihnen die Tat steht und die Bereitschaft, sie, falls es nötig ist, mit dem Leben zu besiegeln.

Von deutscher Seite wurde die polnische Frage durchgehends mit der grössten Nüchternheit behandelt. Die glänzenden Versprechungen und grossen Worte von dem

„heiligen Traum der Väter“ kamen in dem Manifest des Grossfürsten Nikolaus vor, das den ganzen hochfliegenden Idealismus einer schwärmerischen und innerlich frommen Dichternatur atmete; die Schlussphrase lautete bekanntlich: „Die Morgenröte eines neuen Lebens geht für Euch auf! Lasst in dieser Morgenröte das Zeichen des Kreuzes leuchten, das Sinnbild für die Leiden und die Auferstehung des Volkes!“ Im Vergleich hiermit nimmt sich die Versicherung des deutschen Reichskanzlers, dass Polen unter keinen Umständen der russischen Herrschaft wieder überlassen werden dürfe- zweifellos trocken und prosaisch aus. Auch der deutsche Generalgouverneur von Warschau, Exzellenz von Beseler, hat sich trotz seiner ausgesprochenen literarischen Neigungen nie zu hochfliegendem und gefühlvollem Stil aufzuschwingen vermocht, wenn er offiziell das Wort ergriff. Als er z. B. die Universität in Warschau einzuweihen hatte, enthielt er sich aller Ausschmückungen des zweifellos recht bedeutungsvollen Ereignisses, zog keinerlei Wechsel auf die vermutliche Dankbarkeit des polnischen Volkes, sondern beschränkte sich darauf, zu betonen, dass die Jugend während dieser schweren Kriegszeiten nicht ohne Beschäftigung bleiben dürfe, sondern „auf die Bahnen der friedlichen und fruchtbringenden geistigen Tätigkeit geleitet werden müsse“. Das nüchterne, phrasenlose Betonen des kathegorischen Imperativs der Arbeit und Tätigkeit ist so preussisch, wie nur etwas sein kann.

Derselbe Ton begegnete mir bei den meisten deutschen Beamten, sowohl den militärischen wie den zivilen, mit denen ich in Berührung kam. Man konnte sie immer wieder betonen hören, dass sie sich keinerlei Dankbarkeit für ihre Tätigkeit erwarteten und darauf auch keine Ansprüche erhöben. Sie strebten überhaupt nicht danach, beliebt zu werden. Ich erinnere mich noch eines Falles, in dem der Betreffende bestritt, dass seiner Arbeit, die zweifellos eine

irreführende Ähnlichkeit mit einem uneigennützigen Werk der Barmherzigkeit hatte, irgend welche menschenfreundliche oder gefühlsmässige Motive zugrunde lägen. „So etwas tut man ganz einfach, weil man das Elend und die Unordnung nicht mit ansehen kann", hiess es. Das sind Menschen, deren äussere Form hart geworden ist. Darunter verbirgt sich natürlich Geringschätzung für schönklingende Phrasen und Gefühlsschwärmerei, vielleicht auch eine bittere Menschenverachtung, die aus den Erfahrungen mit dem recht gebrechlichen Wesen des aufopfernden Edelmutes und der ewigen Dankbarkeit erwachsen ist. Den gleichen Ursprung hat der Schrecken aller Frömmler, die sogenannte Machtphilosophie. Aber natürlich tun diese Menschen sich selbst unrecht, wenn sie läugnen, dass Wohlwollen zu den Motiven ihrer Handlungen gehört — denn dieses Wohlwollen verkleidet sich erfolgreich als Ordnungssinn und sachlicher Eifer für das Zweckmässige. Georg Brandes, der sich übrigens allzu klug und allzu ehrlich gezeigt hat, um an der grossen Heuchelei der Ententeagitation teilzunehmen, schrieb vor einem Jahre, dass „der preussische Beamte ein unbestechlicher, grundehrlicher Regierungsautomat, ohne menschliche Schwächen und ohne irgend welche menschliche Tugend sei". Das ist eine Aeusserung, die wie ein Blitz die erhabenen Wertabstufungen der ästhetischen Moral beleuchtet; man könnte die Paradoxe wagen, dass derjenige, der unbestechlich, grundehrlich und pflichttreu bis zum Automatismus ist, in Wirklichkeit doch einige menschliche Gefühle hegen dürfte, ohne sie zur Schau zu tragen.

Man darf also vielleicht trotz allem glauben, dass es die deutschen Behörden befriedigte, als sie die Universität wiedererrichten, der polnischen Sprache ihre Stellung zurückgeben und die Verbote gegen die nationalen Symbole aufheben konnten. Den weissen polnischen Adler sieht man jetzt überall; während der Russenzeit war er scharf verfolgt und

über der Türe des Senatorensaales im Schloss sieht man das einzige Exemplar, das, wie behauptet wird, dem Ausrottungskrieg der Russen entronnen ist. Überall leuchten einem auch die polnischen Farben: weiss-rot entgegen — der rote Farbenton soll ganz unheraldisch sein, aber einem schwedischen Auge ist er wohl vertraut: es ist Preiselbeermilch. Die Polizisten tragen die polnische Armbinde und gehören mit ihren Revolvern und Ledergamaschen zu den volkstümlichsten Gestalten Warschaus; in den Witzblättern kommt der Typus ständig vor. Bei den grossartigen Festlichkeiten am 3. Mai, an denen eine halbe Million Menschen teilnahmen — schon der Demonstrationszug selbst zählte eine Viertelmillion — wurde die Ordnung mustergiltig von der polnischen Polizei aufrechterhalten und kaum ein einziger deutscher Soldat war auf den Strassen zu sehen; sogar höhere deutsche Offiziere, die doch in bezug auf Massenwirkungen recht verwöhnt sein müssen, waren tief beeindruckt und versicherten, dass das Ganze eine organisatorische Leistung hohen Ranges gewesen sei. Welche Rolle das Fest anm 3. Mai für das polnische Nationalitätsgefühl gespielt hat, konnte man überall, wo man hinkam und sobald man mit einem Polen sprach, bestätigt finden. Der Tag bedeutete in der Tat nicht weniger als den endgültigen Bruch mit Russland, einen Schritt also, der nie wieder zurückgetan werden kann. In den Ladenfenstern sah man neben Photographien, Fahnen, Karten mit dem polnischen Adler und Porträts Kosciuszkos, ein koloriertes Bild, das für den einfachsten volkstümlichen Geschmack bestimmt war und die lange Reihe von polnischen Königen darstellte, angefangen mit den ältesten, dem Dunkel der Sage entsteigenden Piastiden bis hinunter zu Stanislaus Poniatowski. Das kunstlose Bild gab in seiner naiven Art den Stimmungen und Hoffnungen Ausdruck, die der grosse Festtag im polnischen Gemüt erweckt hatte.

Noch bedeutungsvoller unter rein realen Gesichtspunkten ist doch die Eröffnung der Hochschulen in Warschau, des politechnischen Institutes und der Universität. Als die letztere eingeweiht wurde, hatten die hochbetagten Professoren, die noch aus der Zeit der sogenannten polnischen Hochschule (1862—69) am Leben waren, die Ehrenplätze inne; in dieser Hochschule hat einst die ältere Generation der Intellektuellen in Polen, wie z. B. Sienkiewicz, noch ihre Ausbildung erhalten. Seitdem haben die russischen Behörden systematisch an der Zerstörung der Universität gearbeitet; das war ein Glied in ihrer Unterrichtspolitik, das am besten und einfachsten durch den Umstand gekennzeichnet wird, dass es 1814 im Grossherzogtum Warschau 35 Prozent Analphabeten gab und jetzt nach 100 Jahren russicher Herrschaft 70 Prozent. Nach Warschau wurde der Abschaum der russischen Universitäten geschickt, grossenteils pensionierte Beamte, ja alte Offiziere, und die Forderungen, die man an das Bildungsniveau der Studenten stellte, sanken immer tiefer. Die Zustände waren auch nach russischen Begriffen in höchstem Grad erfreulich: im chemischen Institut gab es 1915 keinerlei Chemikalien, aber stattdessen zwei Wagenladungen unausgepackter Proberöhren; in der Universitätsbibliothek waren die Bücher nach dem Format geordnet, es gab nicht ein einziges deutsches Buch aus der Zeit nach 1863, und von Goethe besass man einen Band Gedichte.

Trotz dieser absichtlichen Verwahrlosung hat die polnische Wissenschaft bekanntlich, unterstützt durch freiwillige Gaben und gepflegt in Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften, während der letzten 50 Jahre eine glänzende Entwicklung durchgemacht, und es stiess auf keinerlei Schwierigkeiten, die Lehrstühle an der neuen Universität teils mit hervorragenden Privatgelehrten, teils mit Polen zu besetzen, die vor dem Kriege Professoren an deut-

schen und österreichischen Hochschulen waren — bei der Einweihung fand sich einer von ihnen, der Anatomieprofessor, Edward Loth, in der Uniform der polnischen Legionäre ein.

Es war ein eigentümliches Gefühl, mitten während des Weltkrieges durch die Hörsäle dieser grossen, neuen Universität zu wandern, in der sich die polnische Jugend zu Hunderten versammelt und zum erstenmal auch die jüdischen Studenten freien Zutritt hatten. Die einzigen Vorlesungen, die in einer anderen Sprache als der polnischen gehalten werden, sind die des Professors Wilhelm Paszkowski über deutsche Literatur. Der Gelehrte behandelt die grossen Klassiker im Anschluss an Goethes „Dichtung und Wahrheit". Bei meinem Besuche sprach er, in Uniform, über Lessing. Er betonte, dass Lessing seinen Stoff und seine Ideen mit jener nüchternen Sicherheit und derben Strenge beherrschte, mit der ein Feldherr seine Truppen bewegt. Er sprach von den drei grossen Bahnbrechern der deutschen Bildung: von Friedrich dem Grossen, dem Schöpfer des deutschen Staates, von Lessing, dem Schöpfer der deutschen Literatur, und von Kant, dem Schöpfer der deutschen Wissenschaft, und er betonte, dass man bei allen dreien der Ausstrahlung des gleichen Wesens begegne. Er wies auf die tiefe und innerliche Verwandtschaft zwischen Friedrich dem Grossen und Lessing hin: auf den brennenden Willen, den Ehrgeiz, das Pflichtgefühl, die rücksichtslose Kraft und Wahrheitsliebe. Beide waren kritische, realistische Naturen, die das Mittelmässige, Unklare und Unehrliche hassten; Lessing zog in seiner Hamburgischen Dramaturgie gegen das falsche ästhetische Ideal mit gleicher Wucht zu Felde, wie Friedrich der Grosse bei Rossbach gegen seine Feinde. Beide waren ausgesprochen männliche Kämpfernaturen, wenig zur Galanterie und zum Spiel mit Frauen geneigt.

Es war eine Vorlesung, die, ohne einen Augenblick lang den Rahmen der wissenschaftlichen Kritik und Analyse zu überschreiten, in vortrefflicher Weise die Aufgabe erfüllte, historisch und psychologisch das deutsche Wesen zu erklären, das in diesem welthistorischen Augenblick Polens Geschick geworden ist, und das zu begreifen und zu dem Stellung zu nehmen, die Polen jetzt berufen sind. Von Anfang bis zum Ende war sie innerlich aktuell und den Zuhörern und polnischen Studenten ging auch kein Wort verloren. Für den Fremden war es ergreifend, dieses Zusammentreffen der beiden Kulturen und Volkscharaktere mitzuerleben. Wie wichtig ist es nicht, dass die beiden Parteien einander verstehen und schätzen lernen! Um einen leicht erworbenen und äusserlichen Kompromiss kann es sich hier nicht handeln, denn tiefe Gegensätze und grosse Schwierigkeiten müssen überwunden werden. Die Spannung ist da, aber gerade in der Spannung kann etwas Fruchtbares liegen.

Polens Orientierung.

I. Frankreich und Österreich.

Sowohl aus historischen wie aus psychologischen Gründen ist eine dauerhafte Annäherung, eine wirkliche Übereinstimmung zwischen Polen und Deutschland mit Schwierigkeiten verbunden. Es ist lehrreich, zu sehen, wie man sich auf polnischer Seite zu den verschiedenen europäischen Nationalitäten verhalten hat.

Frankreich stand für Polen in einem unvergleichlich verklärten Schimmer da. Das beruht auf der Aehnlichkeit im Wesen: der Liebe zum Effektvollen und Glänzenden, der Begabung für das Elegante, der Neigung zu hochgespanntem Pathos. Frankreich hat Polen durch die ritterliche Geste bezaubert, die Napoleon zu einem klassischen Bestandteil der französischen Politik machte. In den Salons von Paris fanden die geflohenen polnischen Aristokraten ein neues Vaterland; an der Sorbonne wurde ein Lehrstuhl für Polens grössten Dichter errichtet. Im Jahre 1870 meldeten sich ein paar Tausend polnische Freiwillige, die unter den französischen Fahnen nach Berlin zu ziehen wünschten. Lange bestand das Gefühl, dass Polen in einem ideellen Bündnis mit Frankreich gegen die Mächte vereinigt sei, die die Teilung ausgeführt hatten. Diese Auffassung erhielt gewissermassen ihren symbolischen Ausdruck, als Graf Walewski unter Napoleon III. Minister des Auswärtigen in Frankreich wurde, denn Walewski war bekanntlich die Frucht einer illegitimen Verbindung zwischen Napoleon und einer polnischen Dame. Die Schwärmerei für französische Kultur, französische Sprache und französisches Gesellschaftsleben hat während des ganzen 19. Jahrhunderts die gebildeten

Klassen Polens beherrscht. Darüber kann man sich nicht wundern: Der Code Napoleon, der im Grossherzogtum Warschau eingeführt wurde, ist noch das geltende Gesetz und wird bei Streitfragen in der Sprache des Originals angeführt.

Die Beziehungen zu Frankreich aber wurden in der letzten Zeit immer ärmer an Inhalt und erstarrten immer mehr in dekorativen Phrasen und alten, abgenützten Schablonen. Von Frankreich gingen keinerlei Impulse aus, weder in kultureller noch in staatlicher Beziehung, die für Polens wirkliches Alltagsleben und für seine Arbeit von Bedeutung gewesen sind. Man fing zuletzt in Polen an, von der polnisch-französischen Legende zu sprechen und untersuchte mit kritischerem Blick das Verhältnis zwischen den beiden Ländern. Was gleich in die Augen fiel, war die zynische Kaltblütigkeit, mit der Napoleon I. die leichtgläubige Schwärmerei der Polen für seine Zwecke ausnützte, indem er die Polen Ströme von Blut in Italien, Spanien und Frankreich vergiessen liess. Die grosse Geste war ebenso hohl wie prunkvoll. Die letzte Phase der französischen Politik ging zweifellos in derselben Richtung. Nach Abschliessung der Alliance zwischen Russland und Frankreich haben die traditionellen Sympathiebezeugungen, die zwischen Franzosen und Polen ausgetauscht wurden, einen bedeutend kühleren und dünneren, man könnte sagen, einen mehr platonischen Klang erhalten. Delcassé soll es allerdings während der Zeit seiner Gesandtschaftstätigkeit in Petersburg geglückt sein, die Temperatur für den Augenblick mit Hilfe neuer, unbestimmter Versprechungen aufzuwärmen, aber sowohl Finnland, wie Polen dürften sich schon längst endgültig darüber klar geworden sein, dass Frankreich sein Bündnis mit Russland einging, um Deutschland zu bedrohen und gar nicht, um sich in die innere russische Politik einzumischen, oder die westeuropäischen Kulturen zu unter-

stützen, die in die Hände russischer Unterdrückung geraten sind.

Der polnische Literaturhistoriker Wilhelm Feldman nennt in seinem grossen Werke „Pismiennictwo polskie“ das Publikum in Warschau nicht polnisch, sondern „europäisch, am ehesten pariserisch“. Er hat damit jene Form des Vergnügungs-, Gesellschafts- und Theaterlebens gekennzeichnet, in der der traditionelle französische Einfluss noch weiterlebt. In den 60 er und 70 er Jahren des 19. Jahrhunderts brachte der Stadthalter, Graf Berg, die kaiserliche Oper in Warschau und das Ballett so auf die Höhe, dass sie für glänzender als die in Petersburg galten und das Personal war zum grossen Teil von Paris gekommen. Er rechnete darauf, dass der polnische Patriotismus, verwundet und aufgerieben, wie er nach der blutigen Katastrophe von 1863 war, durch Spiel und Gesang nach französischem Muster zerstreut und zur Ruhe gebracht werden könnte. Im Teatr Wielki, im grossen Theater, sah ich eine Vorstellung, die einen Begriff von der polnischen Oper gab. Das Ballett mit seiner blonden und strahlenden Flora und seinem graziösen Zephir, war ausgezeichnet; und doch versicherte man mir von sachkundiger Seite, dass das, was ich gesehen hatte, nur ein geplünderter Blumenstrauss war; die vornehmsten Tänzerinnen, an ihrer Spitze die Primadonna, hatten Warschau zugleich mit den russischen Offizieren geräumt. Aber vielleicht war es ein reiner Zufall, dass das Stück, das auf dem Repertoire stand, eine nationale polnische Oper vom Anfang des 19. Jahrhunderts war, nämlich Wolskigs „Hrabina“, Die Gräfin, mit Musik von Moniuzko. Ein Meisterwerk war es allerdings nicht, aber es fehlte keineswegs an einer Art Aktualität. Der Verfasser des Libretto wollte eine Schlacht für die echt polnische ländliche und volkstümliche Ueberlieferung gegen die Gallomanie schlagen, die in den adligen Kreisen gedieh. Die ganze Stimmung ist typisch für die ro-

mantischen Bewegungen vom Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht nur in Polen, sondern auch in ganz Europa. Man begegnet ihr auch in der besten homerischen Schrift der polnischen Literatur, in Pan Tadeusz, in der Mickiewicz die französischen Moden satirisch beschreibt und seine Landsleute verhöhnt, die kritiklos und sklavisch die wechselnde Parole des Augenblickes von Paris übernehmen:

> Denn stolz ist Paris auf seiner Mode Launen,
> Die die Polen immer als lieblich bestaunen.

In „Hrabina" konnte man sehen, wie Altpolen mit ihren herabhängenden Schnurrbärten, krummen Schwertern und bunten Adelsuniformen — kontusz und konfederatka — umgürtet mit breiten Schärpen in Scharmützeln mit den französisierten Salonhelden und -heldinnen zusammenstiessen, die sich ihre Kostüme aus Paris kommen liessen, mythologische Ballette aufführten und für das Volkslied, das von den jungen Mädchen mit langen Flechten in dem nationalen, pelzumrahmten Gewand gesungen wurde, nur ein verächtliches: „pas mal" übrig hatten. Die Gräfin, ein Wunderwerk von Toilettenpracht, weist den polnischen Freier zurück, der sich mit seinem langen Säbel in ihren Spitzen verwickelt und sie zerreisst; wie er schliesslich vom Kriegsdienst zurückkehrt, gekleidet in die polnische Uniform, die mit spontanem Beifall von dem Warschauer Publikum begrüsst wurde, wählt er zu seiner Braut nicht die strahlende Gesellschaftsschönheit, sondern das einfache polnische Landmädchen.

Wenn auch „Hrabina" keine überwältigenden Verdienste weder in literarischer noch in musikalischer Hinsicht hat, so fehlt es dem Stücke doch nicht an charakteristischen nationalen Zügen; dass die Kostüme und Uniformen eine grosse Rolle bei der Handlung spielen, überrascht nieman-

den, der beobachtet hat, wie tiefgehend ähnliche Stoffe in Pan Tadeusz behandelt werden. Und wie veraltet und äusserlich sich auch das romantische Pathos der Oper ausnahm, so lag es doch auf der Hand, den Konflikt so zu deuten, dass er der augenblicklichen Lage entsprach: auf der einen Seite die kritiklose Abhängigkeit von französischer Formenkultur, auf der anderen Seite der polnische Patriotismus, der, um die nationalen Werte zu retten, zu den Waffen gegen den Erbfeind gegriffen hat.

Von den drei Mächten, die an Polens Zerstückelung teilgenommen haben, hegt man polnischerseits kennzeichnenderweise die grösste Sympathie für Österreich; Österreich, das sich ebenso wie Preussen darauf berufen kann, dass es im Jahre 1791 die neue Konstitution vom 3. Mai anerkannte und unterstützte und nur durch Katharina II. gewaltsames Eingreifen dazu gezwungen wurde, bei der Teilung mitzumachen, hat in der Folgezeit eine versöhnliche und verstehende Politik gegen seine polnischen Untertanen geführt. Die Polen haben in Galizien eine Freiheit und Selbständigkeit erreicht, wie nirgends anders; sie haben es vermocht, sich einen ansehnlichen, in vielen Fällen ausschlaggebenden politischen Einfluss innerhalb der Monarchie zu verschaffen und ihre nationalen und kulturellen Bestrebungen haben ihre hauptsächlichsten Stützpunkte auf österreichischem Boden, vor allem in Krakau gehabt, wo die polnische Wissenschaft, besonders die historische Forschung blühte. Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite. In rein praktischer und wirtschaftlicher Hinsicht sind die österreichischen Polen zurückgebliebener als irgendwelche anderen. In Galizien gibt es noch ziemlich viel von dem „ancien régime" der Adelsrepublik, die Landwirtschaft ist vernachlässigt, die Grossgrundbesitzer haben sich vernünftigen Reformen widersetzt, die Bauern sind unaufgeklärt, die Mittelklasse ist kümmerlich entwickelt. Der grossartige wirtschaftliche Aufschwung,

der während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattgefunden hat und die Lebens- und Zukunftsmöglichkeiten des polnischen Volkes so wesentlich stärkte, geht nicht von Österreich aus.

II. Russland.

Russland ist ja Polens Todfeind und Unterdrücker, die unterlegene Rasse, die durch ihre Masse und Gewalt triumphiert. Die ganze literarische und politische Ideologie, die Polens grosse Dichter und Seher geschaffen haben, ist eine einzige flammende Aufforderung zum Widerstand gegen den Moskowiter; der Kampf gegen Russland ist der heilige Krieg, ob er nun mit den Waffen des Geistes oder mit dem Bajonett geführt wird. Eine andere Orientierung zu versuchen, heisst sich selbst des ganzen Schatzes von Erinnerungen, Blut und Tränen enterben, der Polens ideelle Einheit bildet. Die Worte, mit denen Tegnér die Ausgleicher und Überglätter seinerzeit zurückwies: „Heiliges Erbe trennt uns!" finden ihre volle Anwendung auf Polen und, durchdrungen von diesem Gefühl, hat er einmal in Karlsbad im vollen Bischofsornat einen polnischen Offizier mit seinem Segen zum Kampf gegen den Erbfeind geweiht.

Damit ist nicht gesagt, dass es in Polen nicht auch Anhänger einer Versöhnungspolitik gibt, ja sogar russophile Strömungen, wenn auch recht vereinzelter Art. Sie näher zu bestimmen, ist aus leicht einleuchtenden Gründen äusserst schwer. Ein paar von diesen Strömungen können doch klargelegt werden. Bei den polnischen Bauern hat man an gewissen Stellen eine Zufriedenheit mit der russischen Herrschaft beobachtet. Bei der bewundernswerten Klugheit, die

die russische Politik immer ausgezeichnet hat, sobald es sich darum handelte, innere Uneinigkeit und wirtschaftliche und ethnologische Gegensätze bei den Nachbarn auszunützen, ja überhaupt, sobald es galt, vorurteilsfrei auf die Schwächen und Leidenschaften der Menschennatur zu spekulieren, hat Russland die Rolle eines Beschützers der Bauern gegenüber der adeligen Gutsbesitzerklasse gespielt. Seit 1863 beabsichtigen die Russen die Bauern zu befreien, die, politisch unreif, wie sie waren, niemals in grösserer Ausdehnung an den Freiheitsbewegungen teilgenommen hatten und zugleich die Aristokratie zu strafen, die den Kern des Widerstandes bildete. Die Bauernerde wurde befreit und man schaffte den Frondienst ab; aber eigentümlicherweise liess man die Servitute auf die adelige Erde, die zu den alten Verträgen gehörte, weiterbestehen. Die Bauern behielten das Recht, in den Wäldern des Gutes Holz zu holen, ihr Vieh auf die Stoppelfelder zu treiben usw. Da diesen einseitigen Vorrechten keine Pflichten gegenüberstanden, verschwand die Kontrolle, Missbräuche stellten sich ein, Streitigkeiten und Prozesse wurden die Folge, und sowohl die Waldpflege wie der Ackerbau litten durch die unsinnigen Zustände. Erst als es klar wurde, dass die Feindschaft zwischen den Gutsbesitzern und Bauern offenbar eine von der russischen Regierung berechnete Wirkung war, ging die Prozesswut zurück. Aber man kann es den Bauern nicht verdenken, dass sie mit sanften Augen ihre eifrigen Wohltäter betrachteten, um so mehr, als die Bodenreform an sich eine notwendige und nützliche Sache war. Ein starker und bedeutender politischer Faktor ist die Russenfreundlichkeit bei den Bauern jedoch nicht geworden; zur Duma sandten sie Vertreter von erprobter nationaler Haltung.

Eine Art von Popularität haben die Russen zweifellos in den Grosstädten bei denjenigen Elementen genossen, die Wert auf ein freigebiges, kaufkräftiges und leicht zufrieden-

zustellendes Publikum legten. Die Hotels und Restaurants in Warschau sind sicherlich wenig zufrieden damit, dass sie die lebensfrohen russischen Offiziere, bei denen die sogenannte „breite russische Natur“ oft so sympathisch und kostspielig zum Ausdruck kam, gegen ordentliche, sparsame und ehrbare deutsche Landwehroffiziere eintauschen mussten, die jede Mark anschauen und ihren überflüssigen Gehalt dazu verwenden, Kriegsanleihe zu zeichnen. Ich sah eines Abends Joseph Maskoffs Drama „Tamten“ (ungefähr: Wieder der Frühere), das im Jahre 1902 geschrieben ist, aber jetzt erst aufgeführt wurde und in bunten Farben die Russenherrschaft in Warschau mit Hausuntersuchungen, Verhaftungen und Intriguen schildert. In einem Akt sieht man russische Offiziere in einem Restaurant Fenster zerschlagen, singen und in einem feurigen Auftritt über Stühle, Tische und die ganze Umgebung herfallen; durch das Parkett ging ein fröhliches Wiedererkennen, das immer die Echtheit eines Theaterstückes beweist. Die Verachtung war offenbar; auf der anderen Seite aber fühlte man sich humoristisch unterhalten und auch der Fremde bekam den Eindruck, dass diese übermütigen Gesellen in Uniform nicht so gefährlich sind; dazu sind sie bei all ihrer Brutalität allzu unüberlegt und launisch. Und wenn es auch etwas heiss zugeht, so wird die Luft schnell durch winkende Rubelscheine wieder kühl und behaglich; eine Rechnung für zerschlagene Möbel zu schreiben, ist sicher keine düstere Beschäftigung für einen armen Wirt, der sich seine Einrichtung gerne erneuern lässt.

Kein Volk, nicht einmal ein so patriotisches und hochgesinntes wie das polnische, besteht nur aus Idealisten, und die russische Regierung hat sich natürlich ihre Freunde erworben. Man lebt bequem unter dem Doppeladler, wenn man sich nur nicht gegen seine Klauen sträubt. In dem von den Deutschen besetzten Warschau gibt es Viele, die mit

Verwunderung und Missbilligung fragen, ob sie sich wirklich mitsamt ihren Kindern impfen lassen müssen; derartige Dinge könnten doch zur Zufriedenheit beider Parteien im Guten abgemacht werden. Es gibt Fabrikbesitzer, die über die vielen deutschen Verordnungen klagen — nicht, als ob es vorher an Bestimmungen über Arbeiterschutz und Sicherheitsmassregeln gefehlt hätte und zwar mit Strafen, die noch strenger waren als jetzt; aber in Wirklichkeit hinderten sie viel weniger. Als es im Jahre 1910 bekannt wurde, dass eine Senatsrevision stattfinden sollte, zeigte sich nach den Erzählungen eines Augenzeugen „eine Rauchwolke von verbrannten Dokumenten" über der Stadt.

Von ernsterer und beachtenswerterer Art ist die Russenfreundlichkeit oder, sagen wir, die Versöhnlichkeit, die ihre Wurzeln in den realen wirtschaftlichen Interessen hat. Polen war neben dem Moskauer Distrikt das erste Industriegebiet in Russland; die Fabriken in Warschau und vor allem die grossen Textilindustrien in Lodcz arbeiteten hauptsächlich für die Ausfuhr nach Russland. Eine Abtrennung von Russland macht eine Neuorientierung nötig, die recht beschwerlich werden kann, besonders wenn man mit der Konkurrenzkraft der deutschen Industrie rechnet. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass Polen in Zukunft seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt von der Industrie auf den Ackerbau verlegen muss; der letztere kann auf eine ganz andere Höhe gebracht werden und ganz andere Preise erzielen, als wenn der russische Getreidestrom freien Eingang findet. Man darf jedoch nicht übersehen, dass es schon vor dem Kriege ausgedehnte industrielle Kreise gab, die wirtschaftliche Selbständigkeit und zollpolitische Unabhängigkeit gegenüber Russland forderten. Der russische Textilmarkt war überaus wechselnden Konjunkturen unterworfen, und in Moskau hatte man angefangen, die Lodczer Industrie mit Unwillen zu betrachten. An vielen Stellen ist

man der Ansicht, dass der Krieg nur einen Umwandlungsprozess beschleunigen wird, der früher oder später doch notwendig geworden wäre und die polnische Industrie stark genug machen muss, den Wettstreit auf anspruchsvolleren Märkten aufzunehmen als dem russischen.

Auf jeden Fall dürfte es ein Irrtum sein, zu glauben, dass sich das polnische Nationalgefühl von rein wirtschaftlichen Rücksichten bestimmen liesse; ein so ausgeprägter Materialismus ist unvereinbar mit dem polnischen Wesen. Weit erfreulicher vom russischen Gesichtspunkt aus waren da ohne Zweifel gewisse Anzeichen dafür, dass die panslawistische Ideologie in Polen Boden gewonnen hat. Das Verbindungsglied waren in diesem Fall meistens die Bewegungen der russischen Revolutionäre in ihren verschiedenen nihilistischen, anarchistischen und sozialistischen Abstufungen. Diese zahlreichen Erscheinungsformen des sogenannten russischen Freisinns haben ja während des letzten halben Jahrhunderts eine gewisse bezaubernde Wirkung auf das vorurteilsfreie Westeuropa überhaupt ausgeübt und den meisten entging dabei, dass die russischen Revolutionäre in 9 von 10 Fällen leidenschaftliche Chauvinisten sind, die alle mystischen Träume von der Erlösung der Völker durch das grosse, heilige Russland träumen und von dem Zustandekommen des tausendjährigen Reiches an jenem ersehnten Tage, da ein Tedeum in einem russischen Byzanz unter den Gewölben der vorchristlichen Sofiakirche gefeiert wird. Dostojewskys strahlender und geheimnisvoller Lieblingsgedanke, der Panslawismus, ist ja nichts anderes, als die religiös-demokratische Form der traditionellen russischen Eroberungspolitik; das überrascht niemand, der weiss, wie illusorisch überall der Unterschied ist, der zwischen Regierung und Opposition herrscht, wenn es zur Wirklichkeit kommt. Russischer Despotismus und russischer Anarchismus passen zusammen wie Haken und Oese, genau so wie

deutsche Bürokratie und deutsche Sozialdemokratie. Die Menschen verändern sich nicht im geringsten durch Phrasen und durch Ansichten weniger als man glaubt.

In Polen hat man jedoch zusammen mit den russischen Revolutionären einen gemeinsamen Feind gehabt, nämlich die russische Regierung. Man hat sich zusammen verschworen, hat die gleichen Methoden angewandt und sich der gleichen Organisationen bedient; die Gemeinsamkeit hat sich zweifellos auch auf das Ideal, die Anschauungen und die Mentalität überhaupt erstreckt. Der russische Anarchismus, wie unfruchtbar und wertlos er auch ist, hat auf jeden Fall etwas Romantisch-Verlockendes, das seine Wirkung auf die polnische Jugend nicht verfehlt hat. In Maskoffs „Tamten“ wird diese Erscheinung in das Licht der Rampe gestellt. Die deutsche Ostmarkenpolitik, die die Polen verletzte und zurückstiess, leistete der Orientierung nach Russland hin Vorschub; es sah so aus, als sei die einzige noch übrigbleibende Hoffnung ein Einverständnis mit den sogenannten Zukunftsmächten in Russland. Als die Opposition nach der russischen Niederlage im Jahre 1905 in dem ganzen gewaltigen Reiche stark im Wachsen begriffen war, suchten die polnischen Sozialdemokraten Fühlung mit den russischen und ein unmittelbares Zusammenarbeiten wurde eingeleitet. Aber die Unfruchtbarkeit dieses Strebens trat bald für alle Einsichtigeren klar zutage. Die polnische Sozialdemokratie hat seit 1892 ein Programm, in dem die Forderung der nationalen Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit stark unterstrichen wird; als nun dieser Punkt des Programms Gegenstand vertraulicher Ueberlegungen wurde, zeigte man russischerseits ein äusserst platonisches Interesse und einen beunruhigenden Mangel an Verständnis. Als der Standpunkt auf jeden Fall zäh behauptet wurde, erhielt man durch einen Vertreter der sogenannten russischen Zukunftsmächte die klassische Antwort, dass Nationalitätsfragen

ganz untergeordneter Natur und vollkommen veraltet seien — sollte man vielleicht anfangen, die Menschen in Blonde und Dunkelhaarige einzuteilen? Das ist echt russisch: Russland ist nie kleinlich und rassenfanatisch gewesen, unter der Voraussetzung, dass es seine grossen, heiligen Mutterarme den verirrten Kindern öffnen durfte. Die Orthodoxen heissen sogar die Juden willkommen, wenn sie sich nur taufen lassen, die Revolutionären sind bereit, die Menschheit mit milder Gewalt zu einer Art demokratischen Seligkeitsreligion zu bekehren. Russland ist gross und hat Platz für alle.

Die weitherzige Erklärung veranlasste jedoch viele polnische Sozialdemokraten Unrat zu wittern. Die Partei spaltete sich in eine Linke, die fortfuhr, eine russische „Wiedergeburt" zu erhoffen, und in eine Rechte, die resolut eine russenfeindliche Politik einschlug und den bewaffneten Aufruhr vorbereitete. Die hervorragendsten Führer und ganz besonders die sozialdemokratische Intelligenz gehörten zu der ausgeprägt nationalen Richtung. Die sozialdemokratische und freisinnige Jugend schloss sich zu heimlichen militärischen Organisationen zusammen und bildete sich in gemeinsamer Arbeit mit den österreichischen Polen zum Kriegsdienst aus. Diese „Jungschützen" waren fest dazu entschlossen, für den Fall, dass Russland ihr Vaterland zum Krieg mit Oesterreich und Deutschland trieb, es im geeigneten Augenblick aus den Klauen des Zarismus loszureissen. Aus diesen Organisationen wuchsen nach Kriegsausbruch die polnischen Legionen oder Sokol-Regimenter hervor, die sich auf den Bergpässen der Karpathen und in den Ebenen Galiziens mit Ehren bedeckt haben. Diese ganze Bewegung wurde mit bewundernswerter Umsicht, kaltblütiger Klugheit und tatkräftiger Opferfreudigkeit geleitet. Hier schmolzen nationale Ideale mit klar gefassten realpolitischen Absichten zusammen. Die Lage wurde im voraus beurteilt,

die Möglichkeiten abgewogen, das Chimärische für das Mögliche geopfert. Die Festigkeit eines Entschlusses und die Ehrlichkeit des Willens werden nicht durch leere Phrasen bewiesen, sondern durch pflichttreue Arbeit, mustergiltige Organisation und letzten Endes durch Blut. Eine solche Bewegung hat im Namen des Verstandes, des Herzens und der Initiative das Recht, das Wort ihrer Nation zu führen; aus ihrer Arbeit kann die Zukunft ihres Landes erwachsen.

III. Deutschland.

Die harte Notwendigkeit hat Polen und Deutschland zusammengeführt. Deutschland hat den Krieg nicht begonnen, um Polen zu befreien, sondern um sein eigenes Leben und sein eigenes Interesse zu retten — nur so grenzenlos edle Nationen wie England und Russland führen aus uneigennütziger Liebe zu einem anderen Volke Krieg. Von polnischer Seite hat man den Anschluss an Deutschland gesucht, da es keinen anderen Verbündeten gegen die russische Unterdrückung gab.

Das Haupthindernis auf dem Wege zwischen Polen und Deutschland ist die deutsche Ostmarkenpolitik, die die Polen tief gekränkt und verbittert hat. Sie war hart; es mag dahingestellt bleiben, ob sie notwendig war oder nicht; jeder, der gerecht sein will, muss zugeben, dass es auf jeden Fall eine äusserst heikle Sache für einen strategisch so exponierten Staat wie Deutschland war, als eine wachsende polnische Bevölkerung immer näher an das Herz des Reiches vordrang. Wenn man auch die deutsche Herrschaft über die Polen missbilligt, darf man doch nicht vergessen, dass die Verhältnisse niemals so empörend wie in Irland gewesen

sind; es sind nicht Ströme Blutes während des 19. Jahrhunderts geflossen, die besten Männer des deutschen Polen sind nicht erschossen worden, alles hat sich in verhältnismässig friedlichen Formen abgespielt. Hätte es sich nicht um eine deutsche Regierungsmacht gehandelt, so hätte sich die Welt nicht so viel mit der Sache befasst. Eine so rücksichtslose Gewalt- und Blutpolitik, wie die englische auf Irland, hat Deutschland nicht geführt.

Auch eine andere Seite der Sache will betont werden. Deutschland hat wirtschaftlich und kulturell einen äusserst kräftigenden und günstigen Einfluss auf die Polen ausgeübt. In dieser Hinsicht fällt der Kontrast zu der englischen Politik auf Irland in die Augen: England hat nicht nur lange Zeit hindurch Irland national verstümmelt, sondern es auch wirtschaftlich ausgepresst, zugrunde gerichtet und desorganisiert. Das deutsche Polen war dagegen der Ausgangspunkt für das Aufblühen des polnischen Wirtschaftslebens. Die Bauern erhielten eine gute Stellung, die Arbeitslöhne stiegen, die modernen Kreditunternehmungen und Aktiengesellschaften wuchsen empor; auf deutschem Boden wurde durch eine gesunde Politik zum erstenmal eine gebildete und wache Mittelklasse geschaffen; sie setzte sich vor allem aus den sogenannten kleinen „Ezlachtan" zusammen, die auf der Grenze zwischen Adel und Bauern stehen; diese Mittelklasse wurde das Sprachrohr der nationalen Bildung und der Pionier der wirtschaftlichen Entwicklung. Von den deutschen Provinzen aus haben die neuen Bewegungen dann auf das russische Polen übergegriffen; es ist keineswegs übertrieben, wenn man behauptet, dass deutsche Tüchtigkeit, Betriebsamkeit und Verwaltung einen wesentlichen Anteil an dem Aufbau des modernen Polen haben.

Man kann sich schwer gegen die Schlussfolgerung verschliessen, dass der deutsche Einfluss auf Polen trotz der

mangelnden spontanen Sympathie gerade auf Grund der ausgeprägten Wesensgegensätze besonders heilsam ist. Die Deutschen besitzen mehrere Eigenschaften, die die Polen nach dem Zeugnis der Geschichte nötig hätten. Der übertriebene Individualismus der Polen, der das Krebsgeschwür der Adelsrepublik war, findet seine Ergänzung in der genialen Fähigkeit der Deutschen zu Organisation und Über- und Unterordnung. Dem polnischen Sinn für Feste und äusseren Glanz steht der deutsche Sinn für den Alltag und getreue Arbeit gegenüber. Dem polnischen Kult der Ehre entspricht der deutsche Kult der Pflicht. So stark die Gegensätze auch sind, haben die beiden Völker doch auch etwas Gemeinsames: die stark pathetische Grundstimmung, die Neigung zu hochfliegendem Idealismus, den Hang zum Methaphysischen. Soll Polen in Zukunft auf dem gefährlichen Aussenposten gegen Osten hin mitten zwischen den Gruppen der Grossmächte bestehen können, so scheint das leidenschaftliche, hochherzige und stark begabte Volk aus der Stählung, die die deutsche Militär und Staatskultur bedeutet, Nutzen ziehen zu können. Weder russischer noch französischer Einfluss könnte so erhaltende und abhärtende Wirkungen ausüben.

Es ist bezeichnend, dass die Kreise in Polen, die den stärksten Drang zu deutscher Kultur fühlen und das deutsche Wesen am höchsten einschätzen, die national gesinnten und intelektuell gebildeten Sozialdemokraten sind. Wir haben in Schweden die gleiche Wahlverwandtschaft erlebt. Auch in Polen sind es die Gelehrten und Forscher, die in engster Beziehung zu Deutschland stehen; sie haben an den deutschen Hochschulen den Grund zu ihrer Bildung gelegt und sich die modernen Arbeitsmethoden angeeignet und viele von ihnen haben jetzt ihre Lehrstühle in Deutschland verlassen, um einen Ruf an die neue Universität in Warschau anzunehmen. Das Verbindungsglied zwischen Polen

und Deutschland wird somit von einer geistigen Elite gebildet, die eine ernste, kritische und vorurteilsfreie Kulturrichtung vertritt; man hat allen Anlass, anzunehmen, dass diese Elite die Zukunft für sich hat.

Während der Kriegsjahre haben die Polen auf jeden Fall Gelegenheit, nähere Bekanntschaft mit den deutschen Behörden und dem deutschen Volk zu schliessen. In den Fenstern der Warschauer Buchläden sieht man reiche Sammlungen der Kriegsliteratur der Entente ausgebreitet. Besonders ist jene Literaturgattung vertreten, die am kürzesten unter die Bezeichnung „Cruautés allemandes" eingereiht werden kann. Von deutscher Seite hegt man offenbar keine Bedenken, diese Anklageschriften dem Urteil der Polen zu unterbreiten. In Polen hat man Vergleichsmaterial, man hat selbst erfahren, was deutsche Kriegführung bedeutet und wie die russische beschaffen ist. Und man weiss mehr von deutscher Verwaltung in besetzten Gebieten, als man in Paris und London zu wissen glaubt.

Der entscheidende Punkt der politischen Zukunft Polens ist: Mit oder gegen Russland? Ein Polen, das unempfänglich für die Versprechungen und Lockungen des Panslawismus wird und festhält an der Losung, die sein bedeutender Geschichtsschreiber Szuski mit den Worten: „Mit dem Westen gegen den Osten!" gegeben hat, kann ohne Zweifel einer Entwicklung entgegensehen, die die Schmach eines Jahrhunderts beendet und zu nationaler Selbständigkeit und Unabhängigkeit führt. Es ist unmöglich vorauszusagen, wie weit die Zentralmächte den polnischen Wünschen und Hoffnungen entgegenkommen können, nachdem sie die russischen Angriffe siegreich zurückgeschlagen haben. Ein Vorschlag, den Grabowsky machte und der ein sogenanntes Kondominium empfiehlt, — eine einheitliche Verwaltung, aber unter teils deutscher, teils österreichischer Kontrolle und mit Bewahrung der jetzigen Grenze zwischen dem deut-

schen und österreichischen Besatzungsgebiet — ist von den Polen mit starker Kritik aufgenommen worden und wurde, wie es scheint, mit Recht als ein verkleideter Verteilungsvorschlag gekennzeichnet. In leitenden deutschen Kreisen wird dieser Vorschlag auch als ungeeignet bezeichnet. Jeder, der vor allem daran interessiert ist, einen dauerhaften Wall gegen die Machterweiterung Russlands nach Westen hin zu errichten, kann einzig und allein wünschen, dass Polen soviel Freiheit wie nur möglich erhält. Nur auf diese Art kann Deutschland der polnischen Unzufriedenheit in Posen und Schlesien den Stachel abbrechen. Hat Deutschland mit grossen Opfern das polnische Königreich neu aufgebaut, so kann es als Entgelt den Anspruh erheben, dass aller Irredentismus verschwindet und alle Gegensätze durch wechselseitiges Entgegenkommen beseitigt werden.

Exzellenz von Beseler betonte in seiner Rede, mit der er die Dankesbezeigungen der Polen für die Festlichkeiten am 3. Mai beantwortete, dass Politik die Kunst der Möglichkeiten ist, und dass man gewisse Opfer bringen muss, um sein Ziel zu erreichen. Es liegt klar am Tage, dass eine nach allen Seiten hin vollkommen freie und unabhängige Stellung für Polen eine politische Unmöglichkeit ist. Einen derartigen Druck kann ein Staat zweiter Ordnung nicht aushalten. Polen muss in der einen oder anderen Form durch Oesterreich und Deutschland gestützt werden; es muss sich militärisch an die Machtgruppe anschliessen, die den früheren Unterdrücker in Schach hält. Die polnischen und deutschen Interessen gehen hierbei nicht auseinander. Gelingt es für alle Zukunft, jenes Stück westländischer Zivilisation, das Polen heisst, aus der Gewalt des Zarentums zu retten, und die Leiden und Demütigungen, die das polnische Volk 100 Jahre lang vor den Augen Europas zu erdulden hatte, zu beendigen, so hat der Weltkrieg an einem Punkte der Vernunft und Gerechtigkeit zum Siege verholfen. Ein ganzes Jahr-

hundert von Demonstrationen, Sympathiebezeugungen, humanitärer Entrüstung und Freiheitspoesie, vermochte nicht ein einziges Glied der Gefängniskette zu zersprengen; erst mussten Polens unendliche Ebenen mit den namenlosen Holzkreuzen der Soldatengräber übersät werden. Die Wirklichkeit ist doch eine träge und schwere Materie. Nicht durch Worte und uneingelöste Gefühle wird sie in Bewegung gesetzt, sondern durch Taten und Willen, die zum äussersten angespannt sind, in Liebe und Hass.

